

Schreibwettbewerb 2021/22

Kollegium Spiritus Sanctus Brig

Klassament des Schreibwettbewerbs 2021/22

Kategorie A

- | | | |
|-----------|--|-------------------|
| 1. Preis: | Stilles Wasser / Die flüsternde Stille | Sarah Amacker, 1A |
| 2. Preis: | Sie | Anina Hischer, 1E |
| 3. Preis: | Schatten der Illusion | Ladina Cina, 1B |

Kategorie B

- | | | |
|-----------|---------------------|---------------------|
| 1. Preis: | EinZug in den Krieg | Mattéo Werlen, 2A |
| 2. Preis: | Jede Stunde zählt | Veronika Menath, 2B |
| 3. Preis: | Der Eschenwald | Fabian Franzen, 3A |

Kategorie C

- | | | |
|-----------|--------------|-------------------------|
| 1. Preis: | Scherbenherz | Sarah-Maria Heldner, 5A |
| 2. Preis: | Mensch! | Sereina Balmer, 4E |

Sponsoren des Schreibwettbewerbs 2021/22

Kategoriensponsoren



Roland Lüthi
Generalagent



Peter Ammann
Stv. Generalagent
T 027 922 93 19
peach.ammann@mobilier.ch

RAIFFEISEN

**Unverhofft kommt oft.
Wir sind immer für Sie da.**

Generalagentur Oberwallis
Roland Lüthi

Alte Simplonstrasse 19
3900 Brig
T 027 922 99 66
oberwallis@mobilier.ch
mobilier.ch

die Mobiliar



N'art
KuKo Naters



BRIG GLIS

Kulturkommission
Brig-Glis



Für unsere Sprache und Kultur

ROTTENBUND

ATELIER SUMMERMATTER RITZ
ARCHITECTEN ETH SIA
FURKASTRASSE 7
3900 BRIG
SCHWEIZ
www.summerrmatterritz.ch
info@summerrmatterritz.ch



BCVS|WKB

WOHNDESIGN



Ein besonderer Dank gilt dem Team der Gemeindebibliothek Naters, dank deren herzlicher Gastfreundschaft wir jährlich unsere Lesung dort veranstalten dürfen.

Einen herzlichen Dank auch an Gianna Pirovino für die Gestaltung der Frontseite, der Valmedia AG für die Erstellung der Drucksachen, dem Atelier Manus für die Fertigstellung der Broschüre, dem Sekretariats-Team um Priska Stella und dem Rektoratsrat Michel Schmid für die Unterstützung bei der Organisation.

Jury des Schreibwettbewerbs 2021/22

BA Ammann Stefanie
Schauspielerin, Theaterregisseurin
Belalpstrasse 12
3904 Naters stefania.ammann@gmx.ch

MA Arnold Franco
Journalist NZZ
Kapellenstrasse 25
3011 Bern franco.arnold@gmx.ch

MA Eyer Philipp
Gymnasiallehrer, Sprachwissenschaftler
Bammattenweg 15
3904 Naters philipp.eyer@edu.vs.ch

MA Imoberdorf Andreas
Sponsoring und Finanzen
Gymnasiallehrer, Germanist
Lindenweg 6
3904 Naters andreas.imoberdorf@edu.vs.ch

lic. phil. hist. Knubel Dominik
Gymnasiallehrer, Journalist
Zenhäusergasse 34
3935 Bürchen knubel.dominik@vispschulen.ch

Dr. Meyenberg Roger
Gymnasiallehrer, Literaturwissenschaftler
Ringstrasse 51
3951 Agarn roger.meyenberg@edu.vs.ch

MA Schnidrig Barbara
Gymnasiallehrerin, Sprachwissenschaftlerin
Rhodaniastrasse 13
3904 Naters barbara.schnidrig@edu.vs.ch

MA Scheuber Christian
Jurypräsident
Gymnasiallehrer, Germanist
Schlossweg 21
3904 Naters christian.scheuber@edu.vs.ch

1. Preis

Kategorie A (1. Klasse)

Sarah Amacker, 1A

Stilles Wasser / Die flüsternde Stille

Die Stille – Manchmal sehnen wir uns nach ihr und wünschen sie uns herbei. Dann haben wir das starke Bedürfnis, die Hektik unserer Zeit hinter uns zu lassen, eine Pause einlegen zu können, nicht immer erreichbar zu sein. Stille ist zu einem Luxus geworden, den wir uns immer weniger leisten können und sollten, obwohl wir ihn von Zeit zu Zeit dringend nötig hätten.

Die Stille – Manchmal fürchten wir uns vor ihr und wünschen sie uns dahin, wo selbst der Kaiser zu Fuss geht. Stille bedeutet nämlich auch, dass etwas oder jemand fehlt, nicht da ist. Stille ist meist die Abwesenheit von Kommunikation und damit einhergehend auch die Abwesenheit einer sozialen Interaktion. Stille kann uns martern, uns isolieren und uns zum Erlöschen bringen.

Sich als junge Person mit der Stille auseinanderzusetzen, ist in vielerlei Hinsicht ungewöhnlich, ist es doch ein Privileg der Jugend, sich der Lautstärke des Lebens in allen Facetten aussetzen zu wollen und zu dürfen. Sich als Erstklässlerin mit der Stille in einem lyrischen Text auseinanderzusetzen, mit viel Gespür und ohne sich bis anhin im Unterricht vertieft mit dieser Materie beschäftigt zu haben, verdient Respekt und Anerkennung!

Christian Scheuber

Stilles Wasser

Scheinbare Höhen und Tiefen, durch Gewässer ins Weite,
versicherst du, seist du an meiner Seite.
Nun tauche ich im kalten Wasser, irre umher,
ich suche dich, doch das Wasser schien dir zu schwer.
Du nahmst die Brücke, doch das konnte ich mir nicht leisten,
die damaligen Worte nur dahingesagt, wie wohl die meisten.
Ich bin allein, unsere Bindung scheint blasser,
denn ohne dich treibe ich im stillen Wasser.

Die flüsternde Stille

Die Stille ist nicht still,
auch wenn es das ist, was ich will.
Ein Tüten, ein Ziehen in der Fern,
endlich mal abschalten, das könnt ich gern.
Ein Spuken im Kopf, wie Nebel so dicht,
raubt mir für alles andere die Sicht.
Die Stille ist laut, doch unausgesprochen, dennoch so leise,
auf ihre ganz eigene Weise.

2. Preis

Kategorie A (1. Klassen)

Anina Hischier, 1E

Sie

Mit ihrem Text lässt Anina Hischier die Leserschaft in die Gefühls- und Gedankenwelt einer geheimnisvollen Sie eintauchen. Bei der namenlosen Figur handelt es sich um eine junge Frau mit viel Angst, Unsicherheit und Ungewissheit. Sie lebt zurückgezogen, redet nicht viel und fühlt sich als Aussenseiterin. Sie wirkt verschwiegen und einsam. So wird zu Beginn des Textes einiges benannt, was die Figur nicht mag. Sie mag keine Komplimente, keine Vergleiche, keine Bewertungen. Sie hat Mühe mit der Dunkelheit, mit Gesprächen über ihre Gefühle und damit, wie flüchtig schöne Augenblicke sind.

Im zweiten Teil des Textes beleuchtet die Autorin eine andere Seite der Figur. Sie schildert die Freuden der jungen Frau: Die Musik, das Lesen und den Regen.

Überraschend öffnet sich der Figur im dritten Teil eine Tür, was in ihr einiges bewirkt und verändert. Es sind die Gespräche und Diskussionen mit einer bestimmten Person, die dazu führen, dass sie sich anders wahrnimmt. Sie lernt, sich zu schätzen. Anstelle von Ängsten und Vergleichen treten Ruhe, Offenheit und Akzeptanz. Sie erlangt sogar den Mut, sich anderen mitzuteilen und in Gesprächen ihren Standpunkt zu vertreten.

Wer genau dieser personifizierte rettende Anker ist, überlässt die Autorin der Phantasie der Leserschaft.

Ich danke der Autorin Anina Hischier für ihren Text, der zum Nachdenken anregt, berührt und mir die Innenwelt einer heute jungen Frau veranschaulicht und dadurch näherbringt.

Stefanie Amman

Sie

Sie mag es nicht, wenn Leute ihrem Körper Komplimente machen. Sie weiss auch, dass diese Leute es nur gut meinen, aber sie findet, dass sie mehr ist als «nur» ihr Körper. Sie würde sich freuen, wenn Leute ihrem Charakter Komplimente geben würden. Aber sie sagt nichts dazu, weil sie weiss, welche Antwort von den anderen kommen wird: «Sei nicht so, ich würde alles geben, um so auszusehen wie du. Ich an deiner Stelle würde mich freuen, wenn ich so ein Kompliment bekommen würde.»

Sie mag die Dunkelheit nicht, weil sie von ihren Freundinnen schon viele Geschichten darüber gehört hat, was alles passieren könnte.

Sie mag es nicht, mit ihren Freundinnen Hosen zu kaufen, weil es sie daran erinnert, dass sie in keine perfekte 34 hineinpasst.

Sie mag es nicht, wenn sie für einmal sich selbst ist und dafür angewiderte Blicke bekommt.

Sie mag es nicht, mit den unrealistisch schönen, makellosen Instagram-Models verglichen zu werden.

Sie mag es nicht, im Winter am Morgen in die Schule zu gehen, wenn es dunkel ist, und am Abend nach Hause zu kommen, wenn es dunkel ist.

Sie mag es nicht, über ihre Gefühle zu sprechen.

Sie mag es nicht, bemitleidende Blicke zu bekommen, weshalb sie lieber nicht darüber redet.

Sie mag es nicht, wenn sie sich klein fühlt, so als ob ihre Worte nichts bedeuten würden.

Sie mag es nicht, wenn jemand ihr gegenüber seine Stimme wegen etwas erhebt, was sie anscheinend gemacht hat.

Sie mag es nicht, wenn jemand sagt, ihre Meinung sei falsch oder unwichtig.

Sie mag es nicht, auf der Schultoilette zu weinen, weil sie ungerecht behandelt worden ist.

Sie mag es nicht, wie unglaublich schnell ihr die Zeit durch die Finger gleitet, wenn es mal schön ist.

Sie mag den Regen, weil dann alles stiller wird. Man hört nur noch die Regentropfen, die auf den vom Regen schwarz gefärbten Asphalt tropfen. Der Regen macht sie glücklich, weil viele Menschen ihn nicht mögen. - Und warum mögen sie ihn nicht?

Sie weiss es nicht.

Sie mag Musik, die verschiedenen Melodien und Rhythmen, die ihren Körper dazu bringen, sich zu bewegen, zu tanzen und alles um sich herum zu vergessen. Musik hilft ihr, sich in ihrem eigenen Körper wohlfühlen. Alles kann ihr in diesem Moment egal sein und sie singt zu Songtexten, die sie eigentlich gar nicht kennt. Warum ist ihr die Musik so wichtig? Ohne Musik könnte sie dem täglichen Chaos nicht entkommen. Warum mögen manche Menschen Musik nicht? Mögen sie es, in diesem Chaos zu leben? Fühlen sie sich wohl?

Sie weiss es nicht und hinterfragt es auch nicht.

Sie mag es, ihren Freunden Geschenke zu machen. Auch wenn das bedeutet, dass sie nachher ihr Geld verbraucht hat. Solange sie sehen kann, wie die Augen ihrer Freunde glitzern, wenn sie ein Geschenk bekommen, das ihnen gefällt, ist ihr egal, welche Konsequenzen es für sie hat. Warum mögen ihre Freunde es nicht, wenn sie ihnen etwas kauft, das ihnen gefällt? Was soll sie ihnen denn kaufen, wenn es ihnen nicht gefällt? Sie hat doch gesehen, wie sie sich gefreut haben. Also, warum wollen sie es denn nicht annehmen?

Sie weiss es nicht und sie sagt auch nichts.

Sie mag es, wenn sie eine gute Note zurückbekommt. Ihre Sorgen sind dann für einen kurzen Moment vergessen. Sie ist aber nur glücklich bis zu dem Moment, in dem sie erfährt, dass ihre Freundin eine schlechte Note zurückbekommen hat. Sie sieht, wie ihre Freundin sich Sorgen macht, dass sie vielleicht dieses Jahr nicht bestehen wird. Also tröstet sie ihre Freundin. Sie sagt ihr, dass alles gut wird und dass es dieses Jahr noch viele Prüfungen geben wird, sodass ihre Freundin diese schlechte Note wiedergutmachen kann. Warum macht ihre Freundin sich Sorgen, wenn ihre Freundin doch genau weiss, dass sie selbst jedes Jahr Klassenbeste ist? Warum ist sie nicht glücklich über ihre gute Note, die sie gerade zurückbekommen hat?

Sie weiss es nicht und sie beklagt sich nicht.

Sie mag es, Bücher zu lesen. Meistens Bücher, die sie in eine komplett neue Welt eintauchen lassen. Bücher, hinter denen sie sich verstecken und für mehrere Tage jemand anders sein kann. Es ist nur ein kurzer Moment, in dem sie alles um sich herum vergisst und es nur das Buch und sie gibt. Nur ein kurzer Moment, in dem sie fliegen kann, zaubern kann, machen kann, was sie möchte, und sich keine Sorgen darüber machen muss, was wohl in der Zukunft geschehen wird. Warum mögen so viele Leute das Lesen nicht? Bleiben sie lieber in ihrer eigenen Welt? Dem Planeten Erde?

Sie freut sich für die Leute, die sich auf dem Planeten Erde so wohlfühlen.

Sie mag den Fakt, dass sie mit dieser einen Person immer unter dem Sternenhimmel Gespräche führt. Immer spät am Abend, wenn es stockfinster ist. Sie fürchtet sich nicht, weil sie weiss, dass sie nicht allein ist. Sie fühlt sich dort wohl und denkt an nichts anderes als daran, wie schön dieser Moment ist.

Sie mag es, mit dieser einen Person stundenlang über unnötige Dinge zu diskutieren, wie zum Beispiel, ob nichts etwas sei, aber dass vielleicht auch etwas nichts sei.

Sie hat während diesen Tagen voller Regen und Dunkelheit – verstehen Sie mich nicht falsch, sie mag den Regen – etwas gelernt, nämlich auf ihr Herz zu hören und zu lieben. So kitschig es klingen mag, aber es ist nun mal so.

Sie akzeptiert ihren Körper und nimmt Komplimente dazu an.

Ihr macht die Dunkelheit nichts mehr aus, weil sie weiss, dass ihr nichts passieren wird.

Sie stört es nicht, dass sie nicht Grösse 34 trägt.

Ihr macht es nichts aus, sich selbst zu sein.

Sie weiss, dass auf Instagram nicht alles echt ist und dass selbst die schönsten Models ihre Makel haben.

Ihr macht es nichts aus, dass es vor und nach der Schule dunkel ist, weil sie gerne in die Schule geht.

Sie spricht öfter über ihre Gefühle.

Sie ignoriert die bemitleidenden Blicke.

Sie weiss, dass auch ihre Worte eine Bedeutung und ein Gewicht haben.

Sie steht zu ihren Taten und bleibt ruhig, wenn jemand seine Stimme erhebt.

Sie schämt sich nicht für sich selbst und steht zu ihrer Meinung.

Sie redet darüber, wenn sie sich ungerecht behandelt fühlt, und fragt nach, weshalb es so gekommen ist.

Sie hat akzeptiert, dass sie nicht ewig leben kann, und hat gelernt, die kleinen Dinge in ihrem Leben zu geniessen.

Sie hat gelernt, sich auf die vielen guten Dinge zu konzentrieren und nicht immer darüber nachzudenken, wie schlimm und furchtbar ihr Leben doch sei.

Doch wer ist *sie*?

Wir wissen es nicht.

Sie weiss es nicht.

Ich weiss es.

3. Preis

Kategorie A (1. Klassen)

Ladina Cina, 1B

Schatten der Illusion

Was ist Realität, was Fiktion; was ist echt und was Imagination, was ist Licht und wo ist Schatten? Allein der Titel des Textes der jungen Autorin Ladina Cina lässt den oder die Leser:in erahnen, in welches Genre man demnächst eintauchen wird.

In ihrer Fantasy-Geschichte «Schatten der Illusionen» kreiert die Autorin schon in den ersten Sätzen eine finstere, geheimnisvolle Ambiance und lässt die Leserschaft in eine dunkle Nacht hineingleiten, in deren Stille sich die erste Spannung herauskristallisiert. Mit ihrem variablen und präzisen Wortschatz lässt die Autorin eine bedrohliche Welt entstehen, in deren Zentrum eine Jägerin einer Gestalt nachstellt. Das Schicksal will es, dass die Gestalt ein alter Bekannter ist, an dessen Seite die Protagonistin in den Krieg gegen gespenstische und gefährliche Illusionen zieht, welche von einem bösen Magier gegen die Menschen ins Feld geschickt werden. Von Rachegeleuten über den Verlust des alten Freundes getrieben, dringt die Jägerin immer weiter in diese dunkle Welt der Illusionen vor, nie wissend, was dort im Schatten genau auf sie lauert. Ähnlich alten, bekannten Heldenepen steht Isra, so der Name der Heldin, ihrem Feind am Ende der Geschichte gegenüber. Im Angesicht des schrecklichen Magiers brandet die Wut der Protagonistin erneut auf und sie prescht vorwärts. Die Klimax der Geschichte scheint erreicht, die Jägerin und der Magier werfen sich in den Kampf; ein letzter, alles entscheidender Showdown bahnt sich an. Mit einer dunklen Farbsymbolik aus schwarz und rot untermalt die Autorin dieses letzte Gefecht des Guten gegen das Böse, welches durch einen gezielten Schlag zu Fall gebracht wird. Doch der Illusionist, dieser Schattenwerfer, hat noch einen letzten Trumpf im Ärmel. Gekonnt spielt die Autorin mit den Ebenen: Was ist Realität, was Illusion? Selbst die Heldin scheint die Wahrheit nicht mehr zu erkennen und stürzt in ihr Verderben. Das Böse schlägt zurück, setzt zu einem physisch und psychisch zerstörerischen Gegenschlag an und...

Sie sehen, die Spannung, welche die junge Autorin bildgewaltig konstruiert, lässt sich beinahe greifen. Wie die Geschichte wirklich ausgeht, überlasse ich einerseits den werten Leserinnen und Lesern, andererseits der jungen, talentierte Autorin, welche hoffentlich noch weitere kreative und spannende Geschichten niederschreibt. Ladina, Gratulation zu deiner Geschichte!

Andreas Imoberdorf

Schatten der Illusion

Ich versuche meinen Atem so flach wie möglich zu halten, während ich mich in die Dunkelheit ducke. Mein Blick schweift über die raue Landschaft, in deren Ferne man vage eine Bergkette erkennen kann. Die Nacht hat ein Tuch aus Stille über das Land gelegt. Diffuses Mondlicht stiehlt sich durch das dichte Blätterdach. Voller Adrenalin verfolge ich eine schemenhafte Gestalt mit meinem Blick. Ich sehe noch, wie die Tür des alten und baufälligen Anwesens zufällt. Mir steht das Jägerinnen-Sein zwar bis zum Hals, aber für heute, und sei es auch eine verschwindend geringe Chance, dass ich wirklich eine Spur habe, muss ich mich zusammenreißen. Als ich der Gestalt mit genügendem Abstand nachstelle, zieht mein Schatten über die alten und schmutzigen Wände des Gebäudes. Überwältigt schleiche ich durch die antik eingerichteten Hallen. Die mysteriöse Schönheit dieses Ortes ist atemberaubend. An den Wänden hängen schwere Wandteppiche, die zwar schon bessere Zeiten gesehen haben, und hin und wieder ziert ein kaputter Kronleuchter die reich geschmückten Decken. Doch ich habe keine Zeit für Faszination. Vor mir liegt eine schwere Doppeltür aus Eichenholz. Hier hinein ist die Gestalt geschlüpft. Zaghafte öffne ich einen Türflügel. Als ich mich durch den kleinen Spalt hindurchzwänge, umhüllt mich augenblicklich tiefste Schwärze. Aus dem Nichts steht plötzlich jemand vor mir, packt meinen Arm und zieht mich endgültig in den Raum. Meine Reflexe übernehmen die Kontrolle. Mit einem kräftigen Ruck ziehe ich den Unbekannten zu mir und werfe ihn mit einer Drehbewegung hinter mich. Das Geräusch des dumpfen Aufpralls hallt lange nach. Wir müssen uns in einer enormen Halle befinden. Hinter mir keucht der Unbekannte vor Schmerz und flucht so unflätig, als ob er nie etwas von guter Manier gehört hätte. Ich erstarre. Diese Stimme. Sie ist mir nicht unbekannt, im Gegenteil. Als meine Augen sich endlich an die Dunkelheit gewöhnt haben, erkenne ich ihn. «Amon?», frage ich erschüttert, «Oh mein Gott, Amon!» Peinlich berührt helfe ich ihm hoch. Es ist so lange her... Mein bester Freund aus den Tagen meines gewöhnlichen Lebens steht nach so langer Zeit wieder vor mir. Trotzdem weiche ich skeptisch ein paar Schritte von ihm. Er hat sich so verändert: Er sieht um Jahre gealtert aus, weiser und erfahrener. Als ob ihn das Leben zu hart gezeichnet hätte. Ich erkenne seine einst so strahlend blauen Augen nicht mehr, so traurig blicken sie mich an. Trotzdem huscht sein Blick gehetzt umher. Er wirkt übermüdet. So viel steht in diesem Moment zwischen uns und doch ist alles vergessen. Ich fühle mich zurückkatapultiert in die sorglosen Tage meiner Kindheit und Jugend, als die Schattenseiten der Welt für mich noch keine Rolle spielten. Als ich meinen Mund öffne, um etwas zu sagen, presst Amon auf einmal seinen Finger auf meine Lippen. Erschrocken horche ich in die Dunkelheit. Dunkle Schemen treten aus der Schwärze. Amon zieht sein Messer und wirbelt herum. Starr vor Angst stehe ich da und kann mich nicht rühren. Amon schaut über seine Schulter und brüllt: «Renn, und dreh dich auf keinen Fall um! Egal was passiert. Wir werden uns wiedersehen!» «Nein, ich werde nicht gehen!», erwidere ich. Alles in mir sträubt sich dagegen zu gehen. Es passt nicht zu einer Jägerin. Wir laufen nicht vor der Gefahr weg. Und doch tue ich nichts. Die Gestalten, die uns bisher feindselig umkreist haben, sind der Warterei leid. Sie haben lange Schwerter, Zweihänder, so wie ich erkennen kann. «Vorsicht!», brülle ich. Augenblicklich nehme ich eine Verteidigungsstellung ein. Amon pariert die Schläge geschickt. Inmitten des Chaos hebt er seine Klinge und fährt damit über die Kehle der Gestalt. Das Wesen greift sich an den Hals und schreit gurgelnd, ehe es zu Staub zerfällt, das letzte

Überbleibsel einer heimtückischen Illusion. Der Illusionist, ein machtgieriger Magier, erzeugt sie, um Angst unter den Sterblichen zu verbreiten. Der Illusionist... Da erwache ich aus meiner Starre, ziehe meine Claymores und stürze mich ins Gefecht. Mit geschmeidigen Bewegungen pariere ich einige Schläge der Kreaturen. Rücken an Rücken mit Amon kämpfe ich gegen die Illusionen an. Es fühlt sich an, als ob wir eins wären, als ob wir schon immer ein Team waren. Und für diesen einen Moment in diesem alten, baufälligen Anwesen, umzingelt von den Abgesandten des Illusionisten, habe ich mich irgendwie glücklich gefühlt. Mit einer schnellen Bewegung beseitige ich eine Illusion rechts von mir und ziele dann mit meinem Schwertknauf auf den Solarplexus einer anderen Schattengestalt. Doch der Knauf fährt durch die Gestalt hindurch, als sei sie Rauch. Dieser Schlag hätte sie für eine kurze Zeit kampfunfähig machen sollen. Genau dieser kleine Moment der Ungläubigkeit, der Unaufmerksamkeit, gibt der Gestalt die Möglichkeit zum Angriff, sie schlägt eines meiner Claymores aus meiner Hand und rammt ihrerseits ihr Schwert in meine Schulter. Kalter Schmerz betäubt mich für einen Moment, doch ich kämpfe verbissen weiter. Das Adrenalin hat den Schmerz schon verdrängt, aber für wie lange? Ich spüre Amons warmen Rücken an meinen Schulterblättern und fasse neuen Mut. Obwohl ich mein zweites Claymore nicht mehr finden kann, dränge ich die Schatten noch beharrlicher zurück, einen nach dem anderen in Staub verwandelnd. Bald schon ist der Boden von einer dicken Schicht bedeckt. Trotzdem scheint es, als ob für jedes erledigte Wesen zwei neue nachrücken, und ich merke, wie die Wunde mir zuzusetzen beginnt. Der Schweiß klebt mir inzwischen die Kleider an den Körper und die gurgelnden Schreie der Schatten hallen mir in den Ohren wider. In diesem Moment steht auf einmal eine Illusion vor mir und schlägt mir noch mein zweites Claymore aus der Hand. Dieser Schlag hat mich fast die Hand gekostet. Noch während ich eine Verteidigungsposition einnehme, schlägt mir die Kreatur ins Gesicht. Meine Nase knackt verdächtig und meine Augen beginnen unablässig zu tränen. Schon bald verschwimmt meine ganze Umgebung und ich kann die Schattengestalten nicht mehr von der Dunkelheit unterscheiden. Als ich die Tränen endlich weggeblinzelt habe, sind auf einmal alle Schatten verschwunden und ich stehe mit Amon allein im Saal. Ohne Vorwarnung kippt Amon gegen mich. Sein Gewicht begräbt mich fast unter sich, aber ich kann mich rechtzeitig unter ihm wegrollen. Verwirrt drehe ich mich um. Hat er sich überanstrengt? Doch dann sehe ich das Blut. «Amon!», rufe ich. Auf die Knie fallend rutsche ich näher an ihn heran und drehe mit Mühe und Not seinen bewusstlosen Körper auf den Rücken. Seine Augen starren ins Leere und aus einer Schnittwunde am Hals quillt unablässig dunkles, fast schwarzes Blut. «Nein», keuche ich. Wie ein Mantra sage ich es wieder und wieder vor mich hin, während Tränen mein Gesicht hinabströmen. Der Schmerz trifft mich wie Eiswasser, überschwemmt mich wie eine Welle, reißt mich mit und begräbt mich unter sich. Eine eisige, düstere Stimme durchschneidet die Stille meiner Tränen: «Du hast versagt.» Schwärze umhüllt mich, als ich all den Schmerz aus mir herausschreie.

Mir stellen sich die Nackenhaare auf. Irgendwo in der Nacht verbirgt sich eine Illusion vor mir. Ich weiss es. Ich habe sie gesehen. Diese flüchtige Bewegung in meinem Augenwinkel. Sie ist hier irgendwo, ich muss nur warten und so tun, als ob ich schlief. Wenn sie merken, dass ich wach bin, werden sie angreifen. Dann, wenn die Bestie sich, im Glauben, ich sei im Land der Träume gefangen, aus dem Dickicht wagen würde, würde ich zuschlagen und es von seiner Existenz befreien. Seit Stunden liege ich schon im weichen Moos, mich selbst dazu zwingend

nicht einzuschlafen. Die Kreatur ist sicher immer noch hier. Langsam beginnt der Morgen zu grauen. Meine Augen drohen zuzufallen, doch dann erwarten mich grausame Erinnerungen. Sie schürten meine Wut umso mehr. Wie ein loderndes, alles verschlingendes Feuer, in das man Öl giesst. Das Gefühl hält mich teilweise wärmer als meine kleinen gelegentlichen Lagerfeuer. Ich darf nicht zu viel Aufmerksamkeit auf mich lenken. Aber des Illusionisten Blick entkommt man nicht so leicht. Er hat seine Augen und Ohren überall. Immer wieder sehe ich seine Abgesandten in den Schatten der Bäume lauern. Aber nur für einen Augenblick, dann sind sie wieder eins mit ihrer Umgebung. Manchmal schaffen ihre Tarnkünste es, mich zu faszinieren. Doch dann kommt der Abscheu mit voller Kraft zurück. Ich konfrontiere sie nicht. Sie sollen nicht merken, dass ich mir ihrer Präsenz bewusst bin. Tage werden zu Wochen, während ich durch unendliche Wälder streife und über zahlreiche Pässe wandere. Doch mit der Näherung zum Ziel kommt auch die Erschöpfung. Das Schwert dieser einen Illusion hat meine Hauptschlagader nur knapp verpasst und die Wunde setzt mir immer mehr zu. Mehrere Pausen am Tag helfen aber auch nicht gegen die schlaflosen Nächte, leider. Ohne zu zögern, wende ich meinen Blick wieder dem Pfad vor mir zu. Zurückzublicken schmerzt mehr als die frostige Kälte, die der Winter nun mit sich gebracht hat. Schnee beginnt vom Himmel zu fallen, leicht und still. Ein Wind kommt auf, der sich schnell zu einem kleinen Sturm steigert und das Voranschreiten unmöglich macht. Trotzdem stapfe ich weiter. Mein Ziel fest vor Augen. Es kommt mir vor wie Stunden, als ich endlich einen Platz finde, wo ich mich ausruhen kann. Ich habe bis jetzt durchgehalten, da wird mich ein simpler Schneesturm nicht aus dem Konzept bringen. Die Böen lassen nach, als ob meine puren Gedanken sie zum Schweigen gebracht hätten. Da sehe ich es: Ein halb zerfallenes Schloss, noch strotzend von seiner einstigen Schönheit. Schatten schwirren um seine kaputten Türme, obgleich die Sonne es kaum durch die Wolken schafft. Meine Kinnlade klappt herunter. Ich habe es geschafft: Ich habe mein Ziel erreicht. Ein Gefühl schleicht sich in mein Innerstes, süß wie die Rache, die hinter diesen Mauern auf mich wartet.

Modriger Gestank schlägt mir entgegen, als ich das alte Bauwerk betrete. An den Wänden rankt sich Efeu zur Decke empor und Moos stiehlt sich einen Weg zwischen die Mauerritzen. Energisch reisse ich meine Gedanken von der Inneneinrichtung ab und husche weiter durch die nicht zu enden scheinenden Flure. Ein Licht erhellt den Gang vor mir. Dort muss jemand sein. Ohne einen Laut überbrücke ich die kleine Distanz zwischen mir und der zu einem kleinen Spalt geöffneten Tür. Mein Herz rast und die Klinke rutscht mir beinahe durch meine schwitzigen Hände. Ich zucke zusammen, als ich ein lautes Atmen vernehme. Doch niemand ist in meiner Nähe. Ausser... abrupt drehe ich mich um, sodass ich dem Angreifer hinter mir in die Augen sehen kann. Der leere Gang erstreckt sich vor mir. Kommt das laute Keuchen von mir? Oder von einer Illusion? Ja, das muss es sein. Vorsichtig und nichts dem Zufall überlassend bewege ich mich geduckt in Richtung des Lichts, das durch den Türspalt fällt. Innerlich wappne ich mich, obwohl ich mir nicht sicher bin, ob noch etwas übrig sei, das zu wappnen sich lohnt. Meine Gefühle sind nach Amons Tod in tausend Scherben zersprungen und haben mich taub zurückgelassen. Das Einzige, das bleibt, sind Erinnerungen an die Zeit vor meiner Ausbildung zur Jägerin. Ich lasse mich in das Bild abtauchen. Der Geruch von Flieder und Vergissmeinnicht überdeckt langsam den Gestank von Schimmel und Verwesung. Sonnenlicht wärmt mein Gesicht und ich sehe Amon vor mir stehen. Er blickt mich zärtlich an. An diesen Blick klammere

ich mich, als schleppende Schritte mich zurück in die Realität reißen. Ein letztes Mal rufe ich mir seinen leblosen Körper vor Augen und stürme durch die Tür. Für Amon.

Ein riesiger Saal mit unglaublich hohen Decken, alten Kronleuchtern und eindrucksvollen Wandmalereien erwartet mich. Fahles Sonnenlicht bricht durch die bunten Mosaikfenster und malt ein grotesk schönes Bild auf den marmornen Boden. Doch meine Aufmerksamkeit richtet sich unmittelbar nach meinem Eindringen auf den jungen Mann, der auf einem Sofa vor einem Kamin am anderen Ende des Saals seine letzten Minuten auskostet. Ohne mich anzusehen, meint er mit einer erstaunlich beherrschten Stimme: «Meine Illusionen hatten erwähnt, dass du irgendwann kommen würdest. Ich fragte mich schon, ob du wahnsinnig geworden bist, weil es so lange gedauert hat. Ist der Grund für dein unmanierliches Eindringen zumindest berechtigt?» Mir bleibt der Atem weg. Ich habe auf meinem Weg hierher viel Zeit gehabt, mir diese Situation auszumalen, doch das habe ich definitiv nicht erwartet. Ich ballte meine Hände zu Fäusten. Ernüchternder Schmerz dringt durch meine Handinnenflächen, während sich meine Nägel tiefer in mein Fleisch bohren. Wie kann er nur behaupten, mein Eindringen sei unberechtigt? «Ich könnte genauso fragen, ob die Ermordung meines Freundes berechtigt war», zische ich mit zusammengebissenen Zähnen. «Sprich lauter, ich kann dich nicht verstehen», meint mein Gegenüber nur und ich glaube den Ansatz eines hämischen Lächelns zu erkennen. «Nun, was sagtest du?», erkundigt sich dieses Monster erneut. Etwas in mir reißt. Ein markerschütternder Schrei entweicht meiner Kehle. All meine Verzweiflung und Wut liegen in diesem Schrei. Mit gezogenen Claymores stürme ich ohne Plan auf Amons kaltblütigen Mörder zu. Dieser macht nicht im Geringsten Anstalten auszuweichen. Mein kleines Zögern reicht ihm, um meine Verteidigung zu durchbrechen und mit einem harten Schlag auf meinen Hals zu zielen. Knapp entrinne ich der Wucht des Schlages. Schatten beginnen sich um die Hände des Illusionisten zu winden und bilden klingenartige Stacheln. Meine Wut brandet erneut auf und ich presche vorwärts. Das pure Unheil in Person ist zu langsam. Ich verpasse ihm eine Schnittwunde am Bauch, doch aus dieser quillt kein Blut. Aus der Wunde quillt undurchdringliche, pure Dunkelheit. Schock verzerrt mein Gesicht. Dieser Mann war kein bisschen menschlich. Mit einer ruckartigen Bewegung reißt der Illusionist seine Hände nach vorne. Schwärze umhüllt mich, als die Schatten eine undurchdringliche Wand um mich bilden. Ich wirble herum und versuche, einen Ausweg zu finden. Gerade als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, zerfallen die Schattenwände. Da ist zu viel Licht. Wiederum kann ich nichts erkennen. In diesem Moment trifft mich ein Schlag. Nach Luft schnappend krümme ich mich zusammen. Daraufhin folgt noch ein Schlag. Und noch einer. Ich will mich schon auf dem Boden zusammenrollen und aufgeben, als die Schläge endlich aufhören. Ich blinzele und richte mich auf. Da steht der Illusionist über mich gebeugt, offenbar sehr zufrieden mit seinem Werk. Ein Feuer der Wut entfacht in meiner Brust. So schnell gebe ich nicht auf. Ein gezielter Schlag auf den Hals bringt mein Gegenüber zu Fall. Mit schockiert aufgerissenen Augen ringt der Schattenweber nach Luft. Stolz stehe ich auf. «Isra?», ertönt in diesem Moment eine allzu bekannte Stimme. Das kann nicht sein. Wie gelähmt stehe ich da, man könnte mich sicher nicht von den Statuen am Rande des Raumes unterscheiden und lausche. Schritte. Und sie kommen näher. Eine eisige Welle an Emotionen überrollt mich. Verzweiflung, Trauer, Schuld, Kummer. Doch über allem steht dieser abgrundtiefe Schmerz, der mir das Herz zu zersprengen droht. Eine Hand legt sich kühl auf

meine Schulter. Endlich löse ich mich aus meiner Starre und wirble herum. Aus einem Reflex heraus ziele ich auf den Solarplexus meines Gegenübers. Überrascht krümmt sich dieser zusammen, während ich ihm eine Klinge an den Hals drücke. Hinter mir erwacht der Illusionist stöhnend von seiner Bewusstlosigkeit. «Was soll das?», schreie ich ihn wutentbrannt an. Amons saphirblaue Augen funkeln mich besorgt an, als ich meinen Kopf wieder der Person zuwende, an deren Kehle ich mein Messer drücke. «Ich freue mich auch dich endlich wiederzusehen, Isra», meint Amon spielerisch.

Ich reisse ihn an seinem Kragen und drücke mein Claymore tiefer in sein Fleisch. Tränen stehen mir in den Augen. Ich kann es nicht ertragen, ihn anzusehen. «Du bist nicht echt», zische ich erstickt. «Was redest du denn das für einen Schwachsinn? Natürlich bin ich echt. Ich wüsste nicht, wie es zwei solcher Schönheiten auf dieser Erde geben soll», erwidert Amon amüsiert und wackelt vielsagend mit den Augenbrauen. «Tot. Du bist tot!», hauche ich, ohne auf seinen Witz einzugehen, «Du bist in meinen Armen gestorben.» Ich werde immer lauter. Der Illusionist soll mit seinen Spielchen aufhören. «Schätzchen, wenn ich tot wäre, wüsste ich das bestimmt», erwidert Amon nun besorgter, «Bist du sicher, dass es dir gut geht?» Sein fürsorglicher Blick gibt mir den Rest. «Du bist doch nur eine Illusion!», brülle ich und ehe ich mich versee, fällt sein Körper mit aufgeschlitzter Kehle auf den blutig besudelten Marmorboden. Das Rinnsal, das aus der Wunde tritt, zeichnet ein groteskes rotes Muster auf die gräuliche Maserung des Steins. Doch die Illusion zerfällt nicht zu Staub. Stattdessen zerfließt meine Umgebung wie nasse Farbe zu einer trostlosen Ruine, von der nichts mehr als kleine Mäuerchen geblieben sind. Der Stein unter mir wird zu groben Felsen, das kleine Schloss zu Asche. Ich sinke auf die Knie, als sich meine Sicht endlich klärt. Ich habe gerade Amon umgebracht. Seine leeren, blauen Augen spiegeln weit aufgerissen den Himmel wider. Ein Schrei lässt mich zusammenzucken. Doch es ist mein Schrei, dessen Echo mich in eine gewaltige Wolke aus Schmerz und Reue hüllt. Der Illusionist ist wieder einmal mit seinem grausamen Spiel davongekommen. Er wird büssen. Er wird büssen. Er wird büssen. Ich werde mich rächen. Auch wenn es das Letzte ist, dass ich tun werde. Und ich lausche, wie mein Schrei sich in ein wahnsinniges Lachen wandelt.

1. Preis

Kategorie B (2. und 3. Klassen)

Mattéo Werlen, 2A

EinZug in den Krieg

Matteo Werlens Kurzgeschichte 'EinZug in den Krieg' beginnt 1939 kurz vor dem Ausbruch des 2. Weltkriegs, hat aber seinen Ursprung bereits in den ersten zwei Dekaden des 20. Jahrhunderts, als die Logistik und Methoden der organisierten Kriegsführung einen grundlegenden Wandel durchliefen und die Mobilisierung, Versorgung und Bewaffnung von Massenheeren ermöglichten.

In einer knappen, kühlen Sprache beschreibt der Autor die Ästhetik der perfekt geschnittenen, nahtlos gewalzten Radfelgen der Württembergischen C, die es erst ermöglichen, das Optimum aus der Maschine herauszuholen. Diese Radfelgen und das Triebwerk der Lokomotive sind letztendlich das Verdienst von Alfred Krupp, der sein Stahlimperium auf der Waffenindustrie aufbaute. Militär, Wissenschaft und Industrie schlossen zusammen. Der Krieg wurde industrialisiert.

In Werlens Text kommt hinter der anonymen Masse der Industrialisierung und des ‚totalen Kriegs‘ im 2. Weltkrieg auch das Individuum mit ausgeprägten menschlichen Eigenschaften zum Vorschein. Zuneigung, Fürsorge und Wärme, die sich im Umgang mit der Maschine manifestieren, blicken hinter der distanzierten Sprache hervor. Jedoch weicht die sinnliche Eleganz der Pazifik-Lok der kalten Rationalität der Kriegsmaschinerie und die Rösser bewegen sich weg von der natürlichen Freiheit auf den „Wiesen“ hin auf die eisernen „Schienen“, die zu Tod und Untergang führen. Die Bäume verlieren ihre „Blätter“, die „Vögel“ verschwinden und zurück bleibt totes „Ödland“. Der Protagonist ist, wie schon im Wortspiel im Titel der Kurzgeschichte angedeutet, „dem Krieg ausgeliefert“.

Werlens Text beschreibt die unheilvolle Zusammenarbeit eines militärisch-industriellen Komplexes, die eine geradezu fatale Eigendynamik entwickelt hat, aus der es kein Entrinnen gibt: Es braucht den Krieg um die Industrie am Leben zu erhalten. Heute, im 21. Jahrhundert, wurde das Eisenbahnnetz durch das digitale ersetzt und die Dampf-Lok durch Kinschal-Raketen, aber nach wie vor zerstört das Monster seinen Schöpfer. Matteo Werlens Kurzgeschichte thematisiert diese wohl grösste Tragödie der industrialisierten Menschheit auf originelle und eindrucksvolle Weise.

Roger Meyenberg

Einzug in den Krieg

Deutschland im Jahre 1939. Die meisten können sich vorstellen, wie es aussah. Armut, Arbeitslosigkeit und Hoffnungslosigkeit hatten dieses einst stolze Land in den Abgrund gerissen. Meinerseits probierte ich mich von den Bewegungen und Demonstrationen fernzuhalten, denn ich besaß das Glück, einen für die Gesellschaft wichtigen wie auch respektierten Beruf auszuüben.

Jeden Morgen wachte ich früh, manchmal sehr früh auf, ass etwas und fuhr mit der Strassenbahn zur Arbeit.

Ich kümmerte mich um Pferde. Doch es waren keine gewöhnlichen Rosse. Sie assen kein Heu, sondern Kohle, ihre Haut war nicht geschmeidig, sondern stählern, und sie ritten nicht auf Wiesen, sondern glitten auf Schienen. Jeden Morgen führte ich eine Kontrolle zum Wohle der Tiere durch. Steinkohle gab ich ihnen als Speise, Wasser als Getränk. Die in der letzten Fahrt erhaltenen Verletzungen pflegte ich bis zur Heilung. Und das Leder bürstete ich, bis es schwarz glänzte.

Drei Dampfzüge waren mir anvertraut worden: Die 41 025 und die 39 014, die beide Mikados waren, und die 18 105, auch als Württembergische C bekannt, eine schnelle, flinke, elegante, vierzylindrige Pazifik-Lok. Letztere war mir ans Herz gewachsen. Sie hatte ihre Macken und Schwächen, jeder kannte diese, doch als einziger hatte ich gelernt ihre Stärken zu sehen:

Der Dampfkessel wärmte sich nur langsam auf, doch wenn er heiss war, dann entfaltete er genug Energie, um zwei Lokomotiven anzutreiben. Die Räder, die etwas kleiner geschnitten waren als die Einheitsräder, waren auf geraden Strecken nicht das Optimum. Doch kam die Maschine in eine Kurve, musste sie kaum bremsen, ihre Kurvenläufigkeit war hervorragend. Und ihr Triebwerk... Nun, dieses war wegen der vier Zylinder, vor allem der inneren, sehr aufwändig bis unvorstellbar mühsam zu warten. Doch würde man wiegen wollen, wie viel Kohle dank ihres komplexen Verbundtriebwerks bereits eingespart wurde, bräuhete man eine unfassbar breite Waage, es handelte sich um Tonnen Gestein.

Wich man vom Technischen hinüber zur äusseren Gestalt, wurde schnell klar, dass es keine gewöhnliche Zugmaschine war. Ihre Haut nicht schwarz, sondern blau. Ihre Rauchkammertür, ihr Dampfdom, ihre Zylindergruppe und ihr Führerhausdach nicht eckig wie gewöhnlich, sondern elegante Rundungen zeigend, und ihre Räder nicht frei zugänglich, sondern mit einem seitlichen Blech, einem flatternden Tuch erinnernd, an beiden Flanken leicht kaschiert.

Sie stellte etwas dar, etwas Grosses, Mächtiges, eine neue Ära des Dampfes. Jedoch zeigte sie auch die Grenzen der sich erhöhenden Komplexität der Dampftechnik. Komplexität intensivierte den Unterhalt. Ein intensiver Unterhalt katapultierte dann die Kosten in die Höhe, was drastische Auswirkungen auf die Wirtschaftlichkeit und Betriebstüchtigkeit einer Lokomotive hatte. Doch wie bereits erwähnt, suchte man bei jeder Neukonzeption den Schnittpunkt zwischen Komplexität, welche den Kohlenverbrauch senkte, und Wartungsfreundlichkeit, welche die Pflege erleichterte. Dieser fiktive Schnittpunkt war extrem schwer zu treffen. Die meisten Lokomotivgenieure landeten mehr oder weniger daneben, je nachdem wie erfolgreich sie ihr Werk verrichtet hatten. Bei dieser Lokomotive, der Württembergischen C, musste man zugeben, dass man den erhofften Schnittpunkt nicht ganz getroffen hatte. Sie war stark, robust und schnell, aber ihre Wartung war ein völliger Albtraum. Fehlzüge wie diesen gab es immer wieder, er war keine Ausnahme, sondern mehr oder weniger die Regel.

Eisenbahner hatten oft mit Fehlkonzepten, die ihren Alltag unnötig erschwerten, zu kämpfen. Wie ich auch. Doch in meinem Fall war der Begriff «Hassliebe» um einiges angebrachter. Diese

Lokomotive riss mich morgens aus meinem heiss ersehnten Schlaf und liess mich abends bis zur Dämmerung an ihr arbeiten; doch sie war der Grund, weshalb ich morgens aufwachte, sie war der Grund, weshalb ich überhaupt eine Arbeitsstelle hatte. Mein Leben verdankte ich dieser «Fehlkonstruktion».

Wie jeden Tag kam ich also zum Arbeitsplatz, einem kleinen Lokschuppen östlich Berlins, an. Ich ging meinen bereits erwähnten Tätigkeiten des Putzens, Reparierens und Pflegens nach. Gut und schnell kam ich an diesem Morgen mit der Arbeit voran. Die Württembergerin war fast betriebsfähig, bereit, einen neuen Tag zu meistern.

Als ich dann die Kuppelstangen ölte, sah ich eine dunkle Silhouette am anderen Ende der Lokomotive. Schnell legte ich das Öl zur Seite und ging in Richtung der mysteriösen Gestalt. Als ich mich näherte, erkannte ich den Umriss eines kleinen Mannes, der einen ernsten Blick auf die Loks des Parks warf. „Guten Tag. Kann ich Ihnen helfen?“, rief ich ihm vom anderen Ende der Lokomotive aus zu.

„Guten Tag, mein Herr. Sind Sie derjenige, der sich mit der Baureihe 18.1 auskennt?“, fragte er mich, ohne zu zögern.

„Nun, ähm, ja, der bin ich. Ich kümmere mich um drei Dampflokomotiven des Lokschuppens, die Baureihe 18.1 zählt auch dazu. Weshalb interessiert Sie denn das?“

„Ich muss Ihnen mitteilen, dass Ihr Talent als Mechaniker und Lokomotivführer im bevorstehenden Krieg stark gebraucht werden wird.“

„In den Krieg? Sie irren sich gewaltig, ich kann nicht in den Krieg ziehen, ich muss diese Loks betreuen! Ich habe für einen solchen Schwachsinn keine Zeit!“

„Beruhigen Sie sich schon mal. Eine Ihrer Lokomotiven, die Baureihe 18.1, wird Sie begleiten.“

„Die Baureihe 18.1? Sind Sie denn verrückt? Kennen Sie sich überhaupt mit Dampflokomotiven aus? Diese Baureihe benötigt einen Unterhalt, den man nicht einmal ausserhalb eines Krieges bewerkstelligen kann, und Sie denken, dass dieses Pferd oder besser gesagt dieser Esel dafür geeignet ist, ein Heer zu begleiten, welches die nötigen Ersatzteile nicht einmal sichern kann. Völliger Unsinn. Der blosser Gedanke daran ist und bleibt unsinnig. Das ist Selbstmord!“

„Hören Sie mir gefälligst zu! Im Krieg wird jedes Pferd gebraucht, selbst das kleinste, schwächste und langsamste hat seinen Platz. Ob Sie es wollen oder nicht, diese Dampflokomotive kommt aufs Schlachtfeld.“

„Sagen Sie, der noch nie in einem Führerhaus gestanden ist, der eine Dampfmaschine weder starten noch stoppen kann. Zu leicht ist es, mir diese Befehle zu erteilen, Sie werden nicht derjenige sein, der einen Zug durchs Ödland fährt.“

„Schauen Sie, dass Ihre Maschinen spätestens Ende dieses Herbstes bereit sind, es werden keine Verspätungen geduldet. Ich wünsche Ihnen einen schönen, restlichen Tag.“

„Hauen Sie nur ab! Meine Loks wären heute Abend schon einsatzbereit, da ich im Gegensatz zu Ihnen eine sinnvolle Arbeit leiste!“

Doch der friedliche Botschafter hatte die Halle schon verlassen und schloss bereits die Eingangstür.

„So einen Mist“, dachte ich. „Krieg. Ich ziehe in den gottverdammten Krieg. Mit dieser Lokomotive! Absurd, absurd ist das!“, schrie ich jetzt der vor mir stationierten Lokomotive zu. Die darauffolgenden Wochen vergingen langsam, sehr langsam. Den Bäumen fehlten nun die Blätter, mir der Mut. Die Vögel zogen ins Warme, ich ins Ungewisse. Was hätte ich bloss anstellen können als unbedeutender Mechaniker und Lokführer eines kleinen, abgelegenen Lokschuppens? Ich war dem Krieg ausgeliefert.

Bald war die Zeit gekommen, bald würde alles beginnen und zugleich alles enden. Es war eine dunkle, fast winterliche Nacht. Der erste Schnee hatte sich auf die verrosteten Blechdächer gelegt und verbog sie wie jedes Jahr ein bisschen mehr. Der Wind heulte im Raum des jetzt geleerten Lokschuppens und pfiﬀ eine traurige Melodie. Da alle Maschinen in den letzten Tagen allmählich abtransportiert worden waren, und nur noch die 18er die Halle bewohnte, blieb mir kaum mehr Arbeit übrig. Die Dunkelheit, in der ich schweigend sass, verbarg diese letzte Lok. Nur eine Laterne, welche ich auf den harten, eiskalten Boden gestellt hatte, erhellte noch mein Gesicht und das der Lokomotive. „Was wird wohl im Krieg auf mich zukommen?“, fragte ich mich andauernd. Alles, was ich je wollte, war Arbeit, Freude und Gesundheit. Doch da sass ich nun und dachte über den Krieg nach. Ich hatte alles, was ich brauchte, doch dies hatte Gott scheinbar missfallen, und somit schickte er mich heute in den Kampf. Wie sollte man eine solche Botschaft nun verstehen? Diese ganze Fragestellung wurde mir zu viel. Ich nahm die Laterne, ging zur Türe, löschte das Feuer, als wären es meine Gedanken, und ging heim.

Nun war die Zeit gekommen. Ich wachte auf, ass nichts und ging zu Fuss zur Arbeit, da die Strassenbahn ausser Betrieb genommen worden war. Es war dunkel, die Dächer verschneit, die Strassen leer und meine Gedanken in der chaotischsten Unordnung versunken. Ich bewegte mich nicht langsamer als sonst, auch nicht schneller. Ich ging einfach dorthin, wo das Ungewisse Tag und Nacht herrscht. Ob ich diese Strassen wohl jemals wiedersehen würde, wusste ich nicht. Ob ich diesen alten Häuserzeilen jemals wieder entlanglaufen würde, wusste ich nicht. Ob ich überhaupt den nächsten Frühling geniessen würde, wusste ich nicht. Nichts wusste ich, und das würde sich auch nicht ändern.

Ich kam an der Halle an, vielleicht zum letzten Mal, entzündete eine Kerze und stieg in die Lokomotive ein. Während ich den Stand des Brennstoffs und des Wassers kontrollierte, traf der Heizer ein. Er würde die Kohle einschieben und mir bei komplizierten Reparaturen helfen. Wir begrüsst uns kurz, legten darauf aber unverzüglich los. Der Kamin schoss Rauch in die Höhe, der Rahmen zitterte, der Tender, ein kleiner Wagen, in dem die Kohle und das Wasser aufbewahrt wurden, spannte seine Kupplung an, und schliesslich setzte sich die Maschine nach ewigem Qualm endlich in Bewegung.

Ich hatte keine Ahnung, was uns da draussen erwartete. War uns ein prachtvoller, ehrenhafter und erlösender Sieg bestimmt, welcher unser Land endlich retten würde? Oder blickte bereits der Tod zu uns herab? Ich konnte nur beten, mit dieser Dampflokomotive heil zurückzukommen. Trotzdem bestand Hoffnung, mein altes Leben einst zurückzugewinnen, und genau an dieser Hoffnung würde ich mich bis dahin festhalten.

2. Preis

Kategorie B (2. und 3. Klassen)

Veronika Menath, 2B

Jede Stunde zählt

«Ich war an allem schuld.» Die Welt von Luis, einer der beiden Protagonisten in «Jede Stunde zählt», ist eingestürzt, und scheint jeden Tag weiter einzustürzen. Er sitzt am Krankenbett seiner Schwester Lily, die nach einem Verkehrsunfall im Koma liegt. Luis' Gefühlswelt – eine Melange aus zehrender Ungewissheit, nagenden Schuldgefühlen und dennoch immer wieder aufkeimender Hoffnung – bringt die Autorin Veronika Menath dabei eindrücklich zum Ausdruck. Mit dem Perspektivenwechsel am Spitalbett – der leidende Luis und die immer klarer werdenden Lily – schafft es Veronika, die Spannung bis zum Schluss zu erhalten. Geschickt eingewoben sind dabei auch Passagen aus der Vergangenheit.

In «Jede Stunde zählt» geht es um Liebe, um Schmerz und um Verzeihen. Obwohl die Leserin und der Leser nicht viel Informationen über die Figuren – eine zerrissene Familie – erhalten, entwickeln sich diese im Laufe der Geschichte. Im Text von Veronika Menath ist die Welt nicht schwarz oder weiss. Der Sohn, der mit seiner Mutter so hart ins Gericht geht, zweifelt. Die kalte, karriereorientierte Mutter will ihre Kinder trotzdem schützen. Der enttäuschte Vater zeigt sich ebenso grossmütig.

Veronika Menath schafft es, die Figuren ohne Wertung auszuleuchten. Und wie so oft im Leben kann auch ein Albtraum eine gute Wendung nehmen.

Franco Arnold

Jede Stunde zählt

Es war kein Platz für Worte. Die Zeit reichte nicht. Also sah ich nur hinüber. Meine Lippen formten eine stumme Entschuldigung. Sie verstand es, ich war mir sicher, sie musste es einfach verstanden haben.

Ich kann seinen entsetzten Ausdruck sehen, er scheint etwas sagen zu wollen, ich kann ihn nicht verstehen. Ich will mich entschuldigen, es ist alles meine Schuld. Dann wird alles schwarz.

Ich hatte sie verloren, ganz sicher. Das übersteht doch kein Mensch. Ich war schuld an ihrem Zustand. Ich war an allem schuld.

Alles ist weiss, wie eine Schneelandschaft. Ich kann mich nur nicht erinnern, wo ich bin. Ich will etwas tun, aber wie? Das Weiss tut weh.

Ich hätte ihr nicht helfen sollen, es war eine dumme Idee gewesen. Ich würde die Zeit so gern um zwei Tage zurückdrehen, als noch alles heil war. Vor zwei Tagen...

Meine Zwillingsschwester Lily und ich lebten mit unserem Vater in der Nähe von Berlin, auf einem kleinen Hof mit mehreren Ziegen, Hühnern und Schafen. Sie war dort aufgewachsen und kannte nichts anderes. Unsere Eltern hatten sich vor neun Jahren getrennt, seither hatte ich mit meiner Mutter in der Stadt gelebt. Ich war nie der Typ fürs Landleben, viel zu umständlich. Aber das hatte sich eindeutig geändert. Meine Mutter war Anwältin und lebte im Stadtzentrum in einem Apartment. Ich war dort bis vor neun Monaten aufs Gymnasium gegangen. Aber dann hatte meine Mutter einen neuen Job bekommen und es kam die Frage auf, wohin mit dem Kind? Dabei ist man mit sechzehneinhalb doch kein Kind mehr! Ich hätte gut selbst auf mich aufpassen können. So kam ich hierher. Ich hatte in den letzten neun Monaten viel gelernt, ich konnte Hühner füttern und wusste, wie man einen Ziegenstall korrekt säubert. Das Einzige, was ich offenbar nicht gelernt hatte, war, wie ich richtig auf meine Schwester aufpasste. Ich hatte in der ganzen Zeit meine Mutter nur zweimal besucht, aber irgendwie vermisste ich sie nicht so sehr, wie ich dachte. Mit meiner Schwester war das anders, sie liebte meine Mutter abgöttisch, vielleicht, weil sie sie so selten sah. Mein Vater hatte meine Mutter seit Jahren nicht gesehen und ich glaubte nicht, dass er das nachholen möchte. Vor zwei Monaten erreichte uns dann die Nachricht, dass meine Mutter krank war. Sehr krank. So krank, dass sie von alleine nie mehr gesund werden würde. Sie brauchte eine Organspende. Ich war mir sicher, sie hatte das schon länger gewusst, ich dachte, dass sei der wahre Grund gewesen, dass ich zu meinem Vater ziehen musste. Ich wollte das nicht tun, sie hatte mich zu oft im Stich gelassen, ausserdem hing ich an meinen Organen, man spendet ja nicht so mir nichts, dir nichts eine Niere. Aber meine Schwester wäre sofort einverstanden gewesen. Also erzählte ich ihr einfach nichts. Aber dann, vor zwei Wochen, kam der Anruf. Es war das Krankenhaus und Lily hob ab. Da die Angestellte etwas von meiner Mutter und Krankheit sagte, war ihr schnell klar, was los war. Ich erzählte ihr alles. Dass sie schwer krank war. Dass sie sterben würde, wenn sie nicht innert der nächsten sechs Wochen eine Spende erhalten würde. So entschied sich Lily eine Niere zu spenden. Ich hatte sie nicht verstanden. Eine Niere an einen Menschen, den man kaum kennt? Wenn ich sie so liegen sah, fing ich an zu verstehen.

Ich kann fliegen, ich bin mir sicher. Vor mir sehe ich einen Sonnenuntergang. Es sieht so schön friedlich aus. Aber dann höre ich Stimmen, Stimmen, die nicht hier sein dürften. Ich kenne diese Stimmen, aber ich kann mich nicht erinnern. Die Sonne geht unter, alles wird schwarz, die Stimmen verschwinden.

«Luis?» Mein Vater kommt ins Krankenzimmer. Er sieht müde aus, als hätte er lange nicht geschlafen. Mir wird klar, dass das vermutlich auch stimmt. Ich kann nicht glauben, dass der Unfall erst vier Tage her ist. Mein Vater setzt sich neben mich. «Keine Veränderung?», erkundigt er sich besorgt. Er seufzt und legt mir den Arm um die Schulter. «Sie wird aufwachen, ich bin mir ganz sicher», sagt er sanft. «Sie muss einfach», fügt er leise hinzu.

Ich höre etwas Wichtiges. Ein Wort. Lily. Ich bin mir sicher, es ist wichtig, aber ich weiss nicht wieso. Was bedeutet dieses Wort?

Nachdem Lily sich zur Organspende entschieden hatte, mussten wir irgendwie dafür sorgen, dass sie sie durchführen konnte, ohne dass mein Vater etwas davon erfuhr. Wir wollten es ihm erst sagen, wenn alles vorbei war, sodass er sich danach beschweren konnte, wenn die Sache nicht mehr zu ändern war. Lily ging also ohne Begleitung zu den Voruntersuchungen und als das Bestätigungsformular vom Krankenhaus kam, fälschte ich die Unterschrift. Ich wünschte, ich hätte es nicht getan. Dann mussten wir warten. Vor sechs Tagen faxten wir es ans Krankenhaus. Es war alles vorbereitet. Lily war bereit. Ich nicht.

Lilys Lächeln, als ich sie gefragt habe, ob sie Angst habe, hat sich vor meinem inneren Auge eingebrannt. Sie hat mich lange angesehen, dann hat sie geantwortet: «Ich habe Angst, ja, grosse Angst. Aber ich hätte noch mehr Angst davor, mich dagegen zu entscheiden und dann zu wissen, dass ich vielleicht schuld bin». Manche Worte vergisst man niemals.

Ich möchte mich so gern bewegen, kann es aber nicht. Ich kann gar nichts. Und irgendwo ist da etwas Wichtiges, etwas, das mir sagt, dass ich etwas tun muss. Ich glaube, es ist überlebenswichtig. Ich wüsste so gern, wieso ich hier bin. Ich frage mich, wieso ich es vergessen habe.

Seit dem Unfall ist eine Woche vergangen. Mein Vater und ich sind seither nicht zuhause gewesen. Ein Nachbar kümmert sich um die Tiere. Wir warten darauf, dass sie aufwacht, uns anlächelt und sagt, dass es ihr gut geht. Die Ärzte sagen, wir müssen nur zuwarten, aber ich glaube nicht daran. Und in Einem bin ich mir sicher. Ich werde ihr nie wieder in die fröhlichen Augen blicken. Denn selbst, wenn sie aufwacht, glaube ich nicht, dass ich das kann. Ich will ihr nicht sagen, dass alle Mühe umsonst gewesen ist. Meine Mutter hat vorgestern eine andere Niere gespendet bekommen.

Am Tag der Operation nahmen wir den Bus. Die Strassen waren vereist. Wir waren die einzigen Fahrgäste. Bei dem Wetter fuhr ja auch niemand Bus. In einer scharfen Kurve kam uns ein Auto auf unserer Spur entgegen. Sie sass am Fenster und als der Bus an ihrer Seite gegen den Baum fuhr, sah ich ihr kurz zuvor in die Augen. Ich wollte ihr sagen, dass es mir leidtut. Dann wurde ich gegen sie geschleudert.

Ich liege auf einer Waldwiese. Es ist so schön warm hier. Aber irgendetwas stimmt nicht. Es fehlt etwas. Es ist so still. Die Landschaft verändert sich. Plötzlich bin ich im Wasser. Ich bekomme keine Luft. Bitte, rettet mich doch, sieht mich denn keiner?

Mein Vater ist, genau wie ich, leichenblass. Als die Maschinen anfangen zu piepen und die ganzen Schwestern und Ärzte kommen, scheint die Zeit stehen zu bleiben. Mein Vater verlässt mit dem Arzt das Zimmer. Ich bleibe allein zurück. Ich weiss nicht, wie viel ich noch verkraften kann. Ich sehe Lily an. Doch plötzlich bewegen sich ihre Mundwinkel leicht. Sie scheint zu lächeln. Da beginne ich meinem Vater zu glauben. Es wird alles gut. Ich starre wie gebannt auf Lilys Gesicht. Ich habe mich noch nie so über ein Lächeln gefreut.

Ich sehe jemanden vor mir stehen, ich kenne ihn, es ist ein Junge, etwa siebzehn Jahre alt. Er sagt nur ein Wort: «Lily». Dabei lächelt er. Ich muss zurücklächeln.

Lily hat dafür gesorgt, dass ich überlebt habe, sie hat alles abbekommen, mich hat es lediglich gegen sie in die Gurte geschleudert, ich habe nicht mal das Bewusstsein verloren.

Hätte ich am Fenster gesessen, würde ich stattdessen in diesem Bett liegen. Als ich Lily ansehe, fällt mir auf, wie sehr sie unserer Mutter ähnelt. Sie sehen beide fast gleich aus, in diesen weissen sterilen Betten. Und sie wirken beide irgendwie kleiner. Seit Lily gelächelt hat, ist nichts mehr passiert, doch die Ärzte sind zuversichtlich. Sie haben einige Tests durchgeführt und festgestellt, dass sie schon mehr auf ihre Umwelt reagiert. Sie werde vielleicht schon in einigen Tagen aufwachen. Vielleicht.

Das wir überhaupt heimlich ins Krankenhaus fahren konnten, lag daran, dass mein Vater einen Freund in der Stadt besuchen wollte. Das war eine Lüge. Er fuhr, um meine Mutter zu besuchen. Dass meine Mutter eine Organspende brauchte, hatte er das gewusst? Die Niere, die sie vor vier Tagen bekommen hat, ist von einer Arbeitskollegin, die sie seit ihrer Schulzeit kennt. Die hatte sowieso vor zu spenden.

Ich warte seit Tagen, dass bei Lily etwas passiert. Nichts mehr seit dem einen Lächeln. Nichts. Aber ich glaube, sie weiss, wenn ich ihren Namen sage. Dann zucken immer wieder ihre Mundwinkel.

Ich erzählte meiner Mutter bei meinem Besuch vor zwei Tagen nichts von Lily. Sie war so froh, dass alles gut gegangen war. Ich wollte es ihr nicht verschweigen, brachte es aber nicht übers Herz. Es reichte, wenn mein Vater und ich darunter litten.

Er erscheint immer wieder. Er sagt immer das gleiche Wort. Lily. Ich glaube, das ist mein Name. Ich wüsste zu gern, wer er ist. Ob er mir wohl erklären kann, wo ich hier bin? Ich laufe schon wieder durch eine unberührte Schneelandschaft, doch ich hinterlasse keine Spuren. Hier läuft doch irgendetwas ganz schief. Nur was? Ich werde zu müde zum Nachdenken und lege mich in den Schnee. Er ist nicht mal kalt. Das heisst, es ist kein Schnee.

Lily füttert jeden Morgen die Hühner. Nein, sie hat jeden Morgen die Hühner gefüttert. Sie kennt jedes der achtundzwanzig Hühner beim Namen und kann sie im Gegensatz zu mir ohne Probleme auseinanderhalten. Ob die Hühner sie wohl auch vermissen? Ich bin mir sicher, dass sie keiner so sehr vermisst wie ich.

Es ist kein Schnee. Es sind Wolken. Und wenn sie sich verziehen, kann ich die Sonne sehen. Es ist schön. Die Sonne kann sprechen. Das heisst, es ist auch nur eine unechte Sonne, so wie die Wolken. Denn ich würde ja runterfallen, wenn die Wolken echt wären.

Die Ärzte kommen seit zwei Tagen vermehrt ins Zimmer. Es heisst, sie reagiert mehr auf ihre Umwelt. Doch was heisst das? Sagen die Ärzte überhaupt die Wahrheit? Sie hätte doch sonst längst wach sein müssen. Ich weiss nicht, was ich tun soll. Ich weiss gar nichts mehr.

Die Sonne sagt sehr eindringlich zwei Worte. «Wach auf!». Was heisst das denn, aufwachen? Heisst das, dass ich hier wegmuss? Ich weiss doch gar nicht, ob ich das will. Die Sonne blendet mich. Ich schliesse die Augen.

Der Arzt, der ihr mit einer Lampe in die Augen geleuchtet hat, lächelt mich erfreut an. «Hast du das gesehen? Sie hat mit den Augenlidern gezuckt». Ich weiss nicht, was ich sagen soll. Heisst das, dass sie aufwacht? Lily? Kommst du etwa zurück?

Moment mal. Wenn ich die Augen schliessen kann, müsste ich sie doch eigentlich auch wieder öffnen können. Also, wie habe ich das grade eben gemacht? Die Wolken schieben sich wieder vor die Sonne, ich verliere alle Kraft. Schwarz.

Ich habe das Zimmer in den letzten zwei Wochen kaum verlassen. Ich glaube, dass sie jeden Moment aufwachen muss. Ich flüstere ununterbrochen ihren Namen. Lily, Lily, Lily.

Lily, Lily, Lily. Ich höre es die ganze Zeit. Ich bin sicher, ich habe etwas vergessen, es hat etwas mit der Sonne zu tun. Die Wolken verziehen sich nicht. Ich bin immer noch ganz allein.

Mein Vater kommt ins Zimmer. Er nimmt mich wortlos in den Arm. «Die Ärzte sagen zwar, dass sie jeden Moment aufwachen könnte, aber du musst trotzdem mal was essen kommen!», sagt er sanft. Ich gehe mit meinem Vater in die Krankenhaushauscafeteria.

Die Wolken verziehen sich wieder. Endlich. Ich sehe die Sonne, plötzlich weiss ich es wieder. Ich will die Augen öffnen. Ich versuche es, ganz langsam. Kurz ist alles hell. Dann wieder dunkel.

Das Essen tut so gut. Ich bin grade an meiner zweiten Portion, als plötzlich das Licht ausgeht. Die Notstromaggregate fangen an zu arbeiten. Erschrocken springe ich auf und renne zu Lily. Alles unverändert. Das Licht geht wieder an.

Ich bin wieder in den Wolken, aber ich weiss, ich kann rauskommen. Ich muss mich nur anstrengen. Das nächste Mal würde es klappen. Ganz sicher. Wenn nur die Wolken endlich verschwinden würden.

Ich schlafe fast auf meinem Stuhl ein. Ich kann nicht mehr lange wach bleiben. Ich werde schläfrig. Da höre ich ein Stöhnen vom Bett. Gebannt sehe ich auf.

Die Wolken sind weg. Langsam öffne ich die Augen. Ich werde nie wieder dort zurückkehren.

Ihre Augen scheinen sich in Zeitlupe zu öffnen. Ich bin mir sicher, ich träume bereits. Es kann doch nicht sein, dass sie aufwacht. Wie von unsichtbaren Fäden gezogen, gehe ich zum Bett und sehe sie an.

Er ist das Erste, was ich sehe. Er weint. Dann ruft er etwas. Etwas von Krankenschwester. Er sagt meinen Namen. «Lily». Ich bin so froh, dass ich meinen Bruder Luis sehen kann. Ich habe ihn vermisst. Ich hatte Angst um ihn. Denn die Wolken haben sein Gesicht getragen.

Als mein Vater ins Zimmer kommt, kann er es kaum glauben. «Ist sie wirklich wach?» Er stürmt direkt zum Bett. Lily lächelt ihn an.

Mein Vater lächelt mich an. Er hat Tränen in den Augen. Ich will ihn nach den Hühnern fragen, schlafe aber wieder ein.

Die Schwester hat mir versichert, dass es normal ist, jetzt zu schlafen. Sie wird Zeit brauchen, bis sie länger wach bleibt, bis sie wieder so viel spricht, bis sie aufstehen kann. Aber sie ist wach. Nach drei langen Wochen endlich. Endlich.

Als ich aufwache, sehe ich die beiden nebeneinander am Besuchersofa sitzen. Sie lächeln im Schlaf. Ich möchte sie nicht wecken. Ich bin glücklich. Als ich meinem Vater ins Gesicht sehe, fällt mir auf, dass er der Sonne ähnelt. Ich bin glücklich. Ein Albtraum scheint zu Ende zu gehen.

Lily ist seit drei Wochen wach. Wir kommen sie regelmässig besuchen. Mit mir meine ich meinen Vater, meine Mutter und mich. Die beiden verstehen sich jetzt besser. Sie fühlen sich beide etwas schuldig für den Unfall, glaube ich. Zumindest reden sie wieder miteinander. Lily freut sich über jeden Besuch. Sie wirkt so glücklich. Sie lächelt die ganze Zeit. Ein Lächeln, das ich nie vergessen werde. Ein Albtraum ist zu Ende.

3. Preis

Kategorie B (2. und 3. Klassen)

Fabian Franzen, 3A

Der Eschenwald

Der Text „Der Eschenwald“ erzählt die Geschichte von einem Jäger, der sich selber in einem bizarren Wald verliert, der keine Zeit kennt. Und so fällt der junge Mann während mehreren Textseiten durch die Jahrhunderte und lebt hundert Leben in einem. Nie verliert der Erzählbogen an Spannung, nie kann der Leser eine Pause machen.

Die Qualität des Textes zeigt sich jedoch nicht nur an dem mystischen Gedankenspiel des durch die Jahrhunderte Schweifens, sondern auch an der existenziellen Fragestellung, ob Liebe sich lohnt, wenn am Ende doch immer nur Verlust und Trauer warten. Zweimal zerreisst es dem Jägersmann das Herz. Dann hat er genug. Verschliesst sein Herz und dient der Menschheit. Zieht sich zurück und strandet am Ende in einer fremden Welt. Lohnt sich Liebe nicht doch? Auch wenn wir sie nicht festhalten können?

Sprachlich schön sind die Beschreibungen der Zerstörung – auch wenn das aktuell makaber erscheinen mag. Gelungen ist zudem die Metapher mit den Mohnblumen, die punktuell, aber eben immer wieder, in der Geschichte auftauchen. Scheinbar unwichtig, und doch entscheidend. Und so rennt der Jäger am Ende der Sonne nach, bis er am Horizont verschwindet. Fabian Franzen, bravo!

Dominic Knubel

Der Eschenwald

Gewidmet jenen, die nach bess'eren Zeiten sehen.

Er spannte seinen Bogen - atmete tief durch - Schuss - verfehlt. Der Jäger fluchte. Noch nie hatte er einen so enormen Hirsch gesehen. Nein, er hätte sich den Anblick dieses majestätischen Zwanzigers nicht mal im Traum vorstellen können. Welch ein Geschenk doch sein gigantisches Geweih als Trophäe für seine schwangere Frau wäre. Entschlossen, dieses Monstrum zu erlegen, folgte er seiner Fährte weit über Hügel und Bäche bis zum Rand eines grossen Eschenwaldes. Er hielt inne. Er kannte diesen Wald aus den alten Geschichten seiner Grossmutter. Er kenne keine Zeit. Wer in ihm gefangen ist, ist gefangen bis in alle Ewigkeit. Belanglosigkeiten, dachte sich der Jäger selbstsicher. Für ihn galt nur die Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Welches Jahr es war, das wusste er, aufgewachsen ohne jegliche Bildung, nicht, interessierte ihn nicht. Den Jäger interessierte nur eines. Diesen kaum kleinzukriegenden Hirsch zu erlegen und sein Geweih an seinen Kamin zu hängen. Er setzte seinen Fuss in den Wald und folgte der Spur, bis er das Rauschen eines Baches vernahm, an dessen Ufer der Hirsch sich erfrischte. Erneut spannte er den Bogen - atmete - Schuss. Da war das Biest erlegt.

In der Nähe des Baches erblickte der sichtlich stolze Jäger eine kleine Hütte. Sie war verlassen. Also beschloss der Jäger, dort sein Nachtlager aufzuschlagen und den Hirsch auszunehmen. Am nächsten Morgen, Nebel streifte die Baumstämme und Dunst lag auf den Blättern, zog der Jäger mit seiner Beute zurück zu seiner Frau. Dort angekommen erblickte er sie voller Freude. Doch die Freude in seinem als auch ihrem Gesicht wich rasch Entsetzen. Ein Säugling hing an ihrer Brust. Das Entsetzen im Gesicht langsam in Wut verändernd, stand sie auf, holte den Arm aus und schlug ihm hart ins Gesicht. Sie warf ihm vor ein Jahr, vier Jahreszeiten lang, seine eigene Frau mit Kind alleine gelassen zu haben. Sie dachte, er sei auf der Jagd gestorben. Sie begann zu weinen. Der Jäger wurde still, er begann zu grübeln. Er war doch nur eine Nacht in diesem Wald. Er erinnerte sich an die warnenden Worte seiner Grossmutter, dass dieser eine Eschenwald verflucht war, dass man ihn nicht betreten solle, wenn man nicht das Bedürfnis habe die Zeit gänzlich zu vergessen. Ein ganzes Jahr - innert einer Nacht.

Seit diesem Tag schloss der Jäger kein Auge mehr in der Nacht. Seine Fragen, seine Neugier raubten ihm ein ganzes Jahr den Schlaf. Er wollte wissen welche höheren Mächte hinter den Bäumen im Eschenwald lauerten und ihm ein ganzes Jahr raubten. Oder schenkten sie es ihm? Während alle ein Jahr näher dem Grab waren, war er nur einen Tag näher zum Tod geschritten. Der Jäger musste zurück, um das Geheimnis zu lüften, das wusste er. So packte er fest entschlossen in einer ruhigen Nacht, genau ein Jahr nach seiner ersten Nacht im Eschenwald, seine Sachen, Pfeil und Bogen, küsste seine Frau und sein Kind ein letztes Mal auf die Wangen und begab sich wieder in diesen so wundersamen Wald. Stets seinen Bogen angespannt, schlich er zwischen den Baumstämmen, welche so hoch waren wie Kirchtürme. Doch nirgends vermochte er auch nur eine Spur dessen, was er suchte, zu entdecken. Er betrat wieder die alte Hütte und legte sich nieder.

Am nächsten Morgen machte sich der Jäger, der gekommen war um zu finden, doch keine Antwort fand, auf den Weg nach Hause. An einem Hügel, von dem aus man einen idyllischen

Blick über die Heimat des Jägers hatte, blieb er stehen. Er fiel auf die Knie und schrie so laut, dass die Krähen im ganzen Talkessel aus ihrem Schlaf gerissen wurden. Aus seinem Haus stieg eine Säule dunklen Rauchs in den Himmel. Räuber hatten es geplündert. Seinem Sohn hatten sie die Kehle durchgeschnitten und seiner Frau gleichsam, nachdem sie von ihnen geschändet wurde. Ein ganzes Jahr war er weg und am letzten Tag vor seiner Rückkehr war es geschehen. Fast war er zur rechten Zeit da, doch was geschehen war, war geschehen, gleichwohl wie wenig Momente vergangen waren. Das bisschen Hab und Gut, welches die brutalen Banditen nicht raubten, sammelte er ein und zog zurück in den Wald. In einem alten Blumenbeet vor seinem Unterschlupf, zwischen Gestrüpp und Unkraut erblickte er zwei tiefrote Mohnblumen.

Da war er nun, Frau und Kind, Hab und Gut geraubt, vertrieben von der Heimat und lebend in einem Wald, der keine Zeit kennt. Tagelang blieb er im Wald, baute seine Hütte aus, lebte von Wild und Pilzen, trauerte um seine Familie und zählte die Tage. Am hundertsten Tag war der Jäger wieder bereit, hundert Jahre waren vergangen, keine lebende Seele hätte ihn kennen können. Er verliess den Wald und wanderte in die nächste grosse Stadt. Es wirkte ihm alles unwirklich, als wäre er in einem Traum gefangen. Die Leute nutzten andere Worte, auf dem Markt erblickte er Gerätschaften, welche er noch nie gesehen hatte, und jeder, den er ansprach, fragte sich, woher dieser geheimnisvolle Mann, mit seiner Kleidung und seiner Zunge wie aus einer anderen Zeit geraubt, kam. Zur Antwort gab er nur, dass er der Jäger aus dem Eschenwald sei. Keiner der Händler wollte das wenige Geld, welches er bei sich hatte, annehmen. Auf seinen drei Münzen war das Bild des verhassten Fürsten, welcher vor neunzig Jahren seinen Kopf verlor. Der Jäger hatte keine Wahl, er musste arbeiten, und so ging er etliche Male auf die Jagd. Nach fünf Jahren schliesslich hatte er ein kleines Vermögen gesammelt, welches er durch reines Gold tauschte, da er wusste, dass jenes zu seiner Zeit einen noch geringeren Wert besass. In der Hoffnung, dass es in einigen Jahren an Wert gewinnen werde, kehrte er zurück in seinen Eschenwald.

Zweihundert Nächte waren vergangen, bis er wieder in die Stadt zurückkehrte. Der Jäger erkannte sie nicht wieder. Der Marktplatz war gepflastert und an dessen östlichen Ende ragte die Spitze einer Kirche so hoch in den Himmel, dass ihm der Nacken weh tat beim Hinaufblicken. Die Sprache der Leute war so viel anders als die seine und die einfache Kleidung der Bürger waren wallenden Gewändern gewichen. Sein Gold tauschte er um in die Währung dieser Epoche und er behielt Recht. Der Wert hatte sich verfünffacht. Aber was in ihm das grösste Interesse weckte, war ein Marktstand, an welchem Bücher verkauft wurden. Noch nie in seinem Leben sah er auf an einer Stelle so viele Bücher. Er kaufte sich eine Bibel und ersuchte den Buchhändler darum, ihm das Lesen beizubringen im Gegenzug, dass er für ihn arbeitete. Während drei Jahren Arbeit las der Jäger hunderte Bücher und sammelte sich so ein enormes Wissen an.

An einem schönen Freitagabend dann erblickte er eine wunderschöne Frau. Ihr langes blondes Haar hatte sie zu einem Zopf gebunden. Sie erinnerte ihn an seine erste Frau, welche vor dreihundert Jahren gestorben war. Nach kürzester Zeit ehelichte er sie und wurde mit einem Sohn beschenkt. Es war die glücklichste Zeit seines Lebens bis zu jener schicksalhaften Nacht. Die Glocken der Kirchen läuteten. Ein Brand war ausgebrochen. Der Jäger nahm seine Frau, sein Kind, seine Ersparnisse und flüchtete durch die rot schimmernden Gassen. Russ regnete

vom Himmel und er hörte die Schreie verbrennender Familien in ihren Häusern. Am Stadttor angelangt, drehte er sich erleichtert um, doch konnte weder seine Geliebte noch seinen Sohn erblicken. Drei Tage wartete er hoffnungslos vor den Toren der Stadt, doch keine Spur von ihnen. Voll Wut, voll Trauer zog er zurück zum Eschenwald, im Blumenbeet vor seiner Hütte waren vier tiefrote Mohnblumen.

Nie wieder eine Frau, nie wieder eine Liebe, das schwor er zu seinem Gott. Nie wieder wollte er diesen tiefen Schmerz in seinem Herzen spüren, seine Geliebten so zu verlieren. Er blieb nie wieder lange an einem Ort, in einer Zeit. So vergingen die Jahre, in und ausserhalb des Eschenwaldes. Er erlebte, wie Könige aufstiegen und niedergingen, wie schreckliche Kriege gefochten wurden und Seuchen ganze Völker ausrotteten. Er bereiste die Welt, las viel und bildete sich so stetig weiter, wie es keiner vor und nach ihm tat. Er erlernte fremde Sprachen, Sitten und Bräuche der verschiedensten Kulturen, lernte neue Gefährten und Liebschaften kennen. Häufige Besuche an Fürstenhöfen, an jenen er als Gelehrter und treuer Berater diente, liessen sein Vermögen immer weiter anwachsen. Er schaffte es bis in den Fernen Osten, in jenem er dem Kaiser von China als treuer General an Schlachten feilte, entdeckte mit grossen Seefahrern neue Inseln und erhielt Würde und Ansehen an unzähligen Höfen auf der ganzen Welt und immer, als er wieder den Wald betrat, erblickte er neue Mohnblumen in seinem Garten. Aber, er blieb für jeden dieselbe geheimnisumwobene Figur, über die man sich bei langen Gewitternächten Sagen und Legenden erzählte. Bald kannte jeder seinen Namen, den Jäger vom Eschenwalde.

Doch selbst dem einst so jungen und schönen Jäger vom Eschenwald war kein Leben auf Ewigkeit gegönnt. Er entwickelte sich zu einem alten Mann, der die Weisheit scheinbar mit einem Suppenlöffel in sich aufgenommen hatte. In seine Hütte im Wald zog er sich zurück und begann all seine Erinnerungen und Erlebnisse niederzuschreiben für denjenigen, der sich einst selbst in diesen dunklen Wald verirren wird. Mit der Zeit bemerkte er, wie sich der Himmel immer mehr verdunkelte. Vier Tage lang fand er keinen Schlaf, denn weit draussen brüllten Kanonen und Sirenen, doch der Alte verliess nicht den Wald um zu sehen, was geschehen sei, er wollte seine Ruhe, die er auch bekam. Doch sie herrschte nicht lange, es war nur der Anfang von den unheimlichsten Zeiten, welche dieser Mann, der so viel gesehen hatte, erlebte. Nicht mal einen Monat später begann das Brüllen von neuem. Es war wie tausend Donnerschläge auf einmal, sechs Tage und Nächte lang. Lauter und furchteinflössender als alles, was er je zu Ohren bekam. Manchmal erblickte er riesige, stählerne Vögel am Himmel, welche mit einem unglaublichen Getöse nah an den Baumwipfeln des Waldes hinwegrasten. Was auch immer dies war, es erweckte sein Interesse nicht. Der Jäger hatte in seinem Leben genug gesehen, als dass er noch sehen musste. So setzte er seine Ruhe fort und gab sich zufrieden mit Kartoffeln ernten und Karottensuppe kochen. Doch sein letzter Lebensabschnitt wollte ihm keine Ruhe lassen.

Er schreckte auf. Die Sonne schien in sein Schlafzimmer. Er fühlte sich wie in einem Sturm auf einem der Schiffe, auf denen er auf Seereise gewesen war. Sein Glas auf dem Tisch fiel zu Boden und die Gemälde an der Wand stürzten hinunter. Es krachte und alles bewegte sich, die Erde bebte. Er rettete sich nach draussen und erstarrte. Da waren riesige Monster mit grossen Armen. Sie lärmten, sie brüllten und aus ihren Hörnern stieg dunkler Qualm in die

Höhe. Sie rissen die Bäume aus dem Boden und hinterliessen eine Spur der Verwüstung. Der Jäger dachte, es sei die Apokalypse. Er erblickte, wie Schwaden von leichtem Licht aus den Löchern, in welchen die Stämme eingebettet waren, entwichen. Zwei Männer kamen ihm entgegen, nahmen den alten Greisen zur Hand und erklärten ihm, dass er in die Stadt umgesiedelt werde, dass der Wald gerodet werde, um neue Fabriken zu bauen.

Da sass er nun. In einem Heim voller alter, verlorener Seelen, welche sich nicht im Geringsten vorstellen konnten, welches immenses Leben der alte Jäger vom Eschenwald lebte. Ein Leben, welches hundert Leben in einem lebte. Doch die Reue packte den einstigen Jäger. Wäre er nie diesem Zwanzigender gefolgt. Wäre er bei seiner Frau geblieben. Er besann sich zurück auf die Worte seiner Grossmutter, welche vor tausend Jahren gestorben war. Dieser Wald war verflucht, er kannte keine Zeit. Wer ihn betritt, vergisst die Zeit, vergisst sich selbst. Er hatte sich selbst vergessen und nun war er hier gefangen in der Zeit, einer Epoche, die so schrecklich war wie keine andere, die er erlebte. So erhob sich der alte Greis schliesslich ein allerletztes Mal vom Sessel, verabschiedete sich bei jedem der Heimbewohner, welche voller Spannung ein seltsames Spiel, in jenem Männer einen Ball in ein Tor schiessen mussten, verfolgten und verliess das Heim. Er begann zu rennen, immer weiter und weiter stets der Sonne nach, bis er schliesslich am Horizont verschwand, wie einst die Schiffe Kolumbus' als sie gegen Westen zogen.

Vom Eschenwald blieb nichts mehr übrig, nur noch ein kleiner, von Hochhäusern begrenzter Park, geschmückt mit einer riesigen Mohnblumenwiese. Von einem Tag auf den anderen erschien in der Mitte jenes Parkes eine Mohnblume, welche alle anderen an Schönheit und Grösse überlegen war.

1. Preis

Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passarelle Dubs)

Sarah-Maria Heldner, 5A

Scherbenherz

Sarah Maria Heldners Text „Scherbenherz“ wagt sich an eine der grossen Fragen der menschlichen Existenz. Wer bin ich (wirklich)? Gefangen in der Faktizität der Welt, welche uns in Rollen zwingt, konfrontiert mit der teilweise widersprüchlichen Objektivierung des Selbst durch andere erscheint diese Frage unbeantwortbar. Objektive Fakten sind unerreichbar, aus diesem Grund ist diese Frage für den jungen Wittgenstein nicht falsch, sondern unsinnig. Er rät uns: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.“ (Tractatus 7) Heldners fast schon an Selbsterstörung grenzende Erzählung zeigt die Dringlichkeit dieser Frage und lässt Wittgensteins Antwortversuch fast schon zynisch wirken.

Sobald die Frage wirklich gestellt wird, stellt sie unsere gesamte Existenz unwiderruflich in Frage. Die Sehnsucht nach Naivität, Unschuld und Unwissenheit wird von Heldner in den nostalgischeren Passagen von „Scherbenherz“ in Worte gefasst und zeigt die Spannungen zwischen dem jetzigen und dem vergangenen Ich, welche eine Verbindung der beiden verunmöglicht. Es resultiert ein Scherbenhaufen, der in der fragmentarischen Form des Texts weiter verstärkt wird. Die Bewusstwerdung dieses Spannungsfelds setzt aber das Erleben menschlicher Abgründe wie Scheitern, (Selbst-)Verrat und Enttäuschungen voraus.

Also bleiben wir, solange wie wir leben, Nichts, wie der Philosoph und Schriftsteller das menschliche Sein beschreibt? Ein Nichts, welches wir durch unser konstantes Werden, zu nichten versuchen, da diese Einsicht für uns unerträglich bleibt. Mit jeder Entscheidung für etwas Neues negiert unser früheres Ich. Ein schmerzhafter, aber notwendiger Abnabelungsprozess, ohne welchen ein aufrichtiges Leben, das heisst eine Existenz im Bewusstsein unserer fragmentarischen Identität, nicht möglich ist.

Doch lassen diese Erfahrungen unser Herz zerbersten, bilden die Scherben, welche fragmentarisch bleiben und nicht wieder zusammengesetzt werden können. Wir müssen Geliebtes wie Freundschaften, Partner, Idealvorstellungen oder Träume zurücklassen und deren irreführenden Lockrufen widerstehen. Was bleibt nach diesem Abschied: „Vielleicht nicht nichts / ohne dich / aber nicht mehr viel“ (Erich Fried, „Ohne Dich“).

Philipp Eyer

Scherbenherz

Erstes Fragment

Der Wind umhüllte mich, schlang seine vergänglichen Arme um meinen Körper. So fühlte sich Trost an. Er war bei mir, während ich fiel. Ich fiel und liess hinter mir die Grauen und Plagen einer sinnlosen, grausamen Existenz. Ich spürte, wie die Ketten, die mir den Atem geraubt hatten, mich geknechtet und mich gefangen gehalten hatten, sich langsam lösten. Die Hand ausgestreckt, fühlte ich den Wind durch meine Finger gleiten, fühlte mich frei. Fühlte mich lebendig. Ich drehte mich ein letztes Mal um und erblickte die steinige Klippe, die sich wie eine Klinge in den blauen, verräterischen Himmel bohrte. Niemand war mehr dort. Hatten sie mich zum Sprung getrieben? Hatten sie? Rasch schüttelte ich die Fesseln, die ich im Begriff war, mir selbst anzulegen, ab. Was brachten diese Fragen? Ich war frei. Endlich frei. Meine Qualen würden bald ein Ende finden. Ein letztes Mal spürte ich die Liebkosung des Windes. So fühlte sich Trost an. Ein letzter Abschied vor dem allerletzten Schmerz. Ich schloss die Augen.

Zweites Fragment

Der Aufprall kam und zunächst hiess ich ihn willkommen. Aus tiefstem Herzen. Doch er schenkte mir nicht, was ich nach all den Jahren der Pein forderte: Ruhe. Wer konnte einer gepeinigten Seele das Einzige, das sie sich in ihrem zerbrechenden Herzen wünschte, verwehren? Wer?

Das Leben haftete immer noch an mir, biss sich an mir fest, übernahm mich, schädigte mich. Parasit! Parasit! Verdammter Parasit! Weiche von mir, erfüll mir meinen Herzenswunsch! Doch bereit, seinen zerstörten Wirt aufzugeben, war es immer noch nicht. Stattdessen liess es mich die Qualen eines zerschundenen Körpers erleben, was mir einen lautlosen Schrei entlockte. Seelische Qualen hatte es keine neuen mehr zu bieten. Während mich der Schmerz einnahm, ergötzte sich der Verräter über mir an der Szene und verspottete mich, indem er den Regen freigab, dessen Tropfen auf mich einschlugen. Kälte grub sich in meine Glieder, Feuer raste durch meine Adern und ein Gewicht legte sich auf meine Brust. Ich riss die Augen auf und versank in der Dunkelheit.

Ein Gluckern liess mich wieder besinnen. Langsam öffnete ich die Augen. Hatte ich mein Ziel erreicht? Hatte ich das Spiel überlistet? Über mir ein graues Firmament, unter mir schwarzer Schiefer. Abermals vernahm ich ein Gluckern, drehte meinen Kopf. Schmerzlos. Gefühllos. Aus reinem Reflex und nicht aus Neugierde. Niemand war da. Vor mir eine Ebene aus Schiefer, dessen Platten sich wie gebrochene Krallen dem Himmel entgegenstreckten. Ein kleiner Bach, der durch die Einöde floss, teilte sie, trieb Furchen in das Gestein.

Gluckern. Der Bach. Wahrscheinlich. So stand ich langsam auf, kämpfte mich auf die Beine, die mir nicht mehr gehorchen wollten, und stolperte mehr als ich lief zum Bach, an dessen kalten Ufer ich mich niederliess. Hellgraues Wasser floss gemächlich über Scherben, die vergessen dalagen. Gluckern. Ich beugte mich über die Ader der Einöde, die mein Äusseres nicht spiegelte. Je länger das Geräusch andauerte, desto mehr beunruhigte es mich, die einzige Empfindung, die ich noch fühlen konnte. Verbissen schaute ich den Bach an, auf der Suche nach der Quelle des Geräusches. Plötzlich unterbrach etwas das ruhige Treiben des

Wassers, sodass es sich wandelte, zunächst milchig trüb, dann silbrig wurde und mir die Antwort auf meine ungestellte Frage gab. Der fließende Spiegel offenbarte mir, was aus mir geworden war, was das Gluckern verursachte. Nicht meine trüben Augen, nicht meine zerfetzte Kehle, auch nicht meine zertrümmerten Arme, die ich erst jetzt bewusst wahrnahm, sondern der tiefe, weite, schreckliche Riss in meiner Brust, durch welchen ich den alles sehenden Verräter erkennen konnte, war die Ursache des Geräusches. Mein Herz in dessen Mitte pochte gequält, stöhnend liess es das Blut meinen Körper verlassen. Der Hohlmuskel wurde von dickem, hässlichem Bindegewebe zusammengehalten, sodass es groteske Bewegungen ausführte, verzweifelt kämpfend, obwohl seine Besitzerin den Kampf bereits aufgegeben hatte. Ein sinnloses Etwas einer sinnlosen Existenz. Dennoch kam ich nicht umher, das Herz, mein Herz, zu vergessen. Sosehr ich es auch wollte, ich konnte nicht. Langsam strich ich mit meinen gebrochenen Fingern über das glatte, gesunde Gewebe, fuhr über die Koronargefäße, die ich sehen konnte, betastete die dicke Wand der Aorta, spürte meinen Puls an den Fingerkuppen und die Wärme des Blutes auf der Haut. Ich senkte meine Arme. Die blutigen Hände nutzlos in den Schoss gelegt, kniete ich vor dem Bach, dessen Wasser wieder klarer wurde. Erst jetzt bemerkte ich die zahlreichen Wunden, aus denen das Gemisch aus Plasma, Zellen und Proteinen strömte und sich auf dem Schiefer sammelte. Dennoch fühlte ich nichts. Ich fühlte keine Abscheu, keine Angst. Keinen Schmerz, keine Qualen. Nichts.

So kniete ich zehn Herzschläge lang, hundert, tausend. Wie viel Blut hat ein Mensch? Ich existierte zwar immer noch, doch war ich weder tot noch lebendig. Die Hände blutig, der Körper geschunden, doch der Geist frei von Qualen.

Da vernahm ich plötzlich ein herzerreissendes Schluchzen neben mir, voller Leid und Schmerz, voller Trauer und doch so rein. Reflexartig hob ich den Kopf, blickte in ein mir bekanntes, wenn auch lange nicht mehr gesehenes Gesicht. Die dünnen Hände halb das Antlitz verdeckend kniete ein Mädchen in einem weissen Kleid inmitten eines Scherbenmeers. Dunkle Rinnsale seines Blutes flossen durch die Scherben in den Fluss, der zum Spiegel wurde. Selbst in meinem betäubten Zustand regte sich ein verbliebener Funke Menschlichkeit, ein letztes Gefühl in mir. Zögerlich kroch ich auf die gepeinigte Seele zu, streckte meine missgestaltete Hand aus und legte sie sanft auf ihr weiches Haar. Noch immer schluchzte sie, doch blickte sie mich an, mit Augen, die mich jahrelang im Spiegel angeschaut hatten. Augen, die nur einen Bruchteil des Schmerzes gezeigt hatten. Nur einen Bruchteil der Scham. Nur einen Bruchteil der Ausgrenzung. Nur einen Bruchteil eines zerbrechenden Herzens. Schmerz durchbrach meinen betäubten Zustand, erfasste mich mit voller Wucht.

Und das Mädchen schluchzte.

Ich schnappte nach Luft, verzweifelt wie eine Ertrinkende. Die Welle rollte an mit Erinnerungen, denen ich zu entkommen gewünscht hatte. Die Blossstellungen. Die Worte wie Dolche. Das Verfolgen. Der Strudel an Empfindungen riss mich mit und ich ertrank.

Und das Mädchen schluchzte.

Langsam kam ich wieder zur Besinnung. Die letzten Fetzen der Erinnerungen huschten noch durch meinen Geist, der seine Gefühllosigkeit wiedergefunden hatte. Ausgestreckt lag ich neben dem Mädchen, das noch immer auf den Scherben kniete, verloren im Schmerz,

dennoch so unschuldig. So gutmütig. Zu unschuldig. Zu gutmütig. Langsam setzte ich mich auf, leichter als das erste Mal, da fast alle Wunden vernarbt und alle Brüche geheilt waren. Lediglich der Riss klaffte noch in meiner Brust, der Riss, in dem mein Herz immer noch schlug, das Blut pumpte. Wie die des Mädchens floss meine rote Flüssigkeit durch die Scherben in den Bach und von dort in die unendlichen Weiten der Einöde. Abermals berührte ich mein gebrochenes Ich, diesmal an der knöchigen Schulter. Behutsam, sanft. Es blickte auf, den Blick gebrochen, doch nicht vor meiner neu erlangten Abscheulichkeit abgewandt. Stattdessen wies es mich mit zittrigen Gesten an, vor ihm Platz zu nehmen, was ich auch tat. Wie könnte ich einer gepeinigten Seele einen solchen Wunsch abschlagen? So setzte ich mich auf die Scherben, die sich in meine Haut bohrten, und wartete geduldig, während das Mädchen von einem Krampf geschüttelt wurde. Verzweifelt sass ich da und konnte nichts tun, um seine Qualen zu lindern. Stumm sah ich zu, bis es sich wieder aufrecht hinknien konnte, die Haare verfilzt, die Augen geschwollen, die Lippen ausgetrocknet. Da griff es in das Meer aus unterschiedlich grauen Scherben und zog eine kleine heraus, die es mir in den klaffenden Riss drückte.

Ein Blitz zerbrach das Firmament in tausend einzigartige Stücke, als sich meine Welt darauf veränderte. Goldene Schimmer der entfernten Sonne, blonde Strähnen seiner Haare, die zahlreichen hellen Scherben fanden ihre Farbe wieder, kleine bunte Tupfer in einer ansonsten grauen Welt. Erinnerungen der Freude fanden ihren Weg an die Oberfläche, liessen mich eintauchen in meine Welt, als sie noch in Ordnung gewesen war, als mir das Leben noch sinnvoll erschienen war. Lang vergessene, dennoch kostbare Erinnerungen. Tränen der Freude stiegen mir in die trüben Augen, ein Lächeln legte sich auf meine vernarbten Lippen, während ich mich in den schönen Zeiten verlor. Doch lange hielten die Trugbilder der Vergangenheit nicht an, sie verblassten langsam und hinterliessen gespenstische Abdrücke voller Farben in meinem Geist.

Und das Mädchen schluchzte.

Ein weiteres Mal kam ich zur Besinnung in dieser Einöde und sah die gepeinigte Seele, die versuchte, mein zerbrechliches Herz, das bereits zu viel durchgemacht hatte, mit den Scherben zu schützen. Eine Scherbe schirmte bereits die Hälfte meines wichtigsten Guts ab, ein helles, facettenreiches, durchscheinendes Fragment, welches sie mir eingesetzt hatte, für welches sie jetzt blutete. Abermals wollte sie in das Scherbenmeer greifen, doch diesmal hielt ich sie zurück und schüttelte den Kopf. Sie litt schon genug. Deshalb griff ich an ihrer Stelle nach der zweiten Hälfte meiner Rüstung. Dunkel leuchtete sie in der strahlenden Sonne, die den Verräter in Schach hielt, ihm an Bedeutung raubte. Eiskalt lag das Bruchstück in meiner Hand. Furcht ergriff mich, weshalb ich die Scherbe so fest hielt, dass sie mir die Handflächen aufschnitt. Schweiß rann an mir herab, ich fröstelte. Ich spürte instinktiv, dass durch diesen Teil der Rüstung etwas Schreckliches mit mir geschehen würde. Dennoch musste ich den Schleier meiner Gefühllosigkeit lüften und mein Herz schützen, koste es, was es wolle. Wind zog auf. Umfing mich. Ich atmete tief ein, lockerte mein Handgelenk und setzte die Scherbe in den Riss ein. Ein ohrenbetäubendes Kreischen zerschnitt die Luft, zerriss mein Trommelfell, drohte, meinem stolpernden Herzen den letzten Stoss ins Verderben zu geben. Dunkle Wolken bedeckten grollend den Himmel, hingen schwer in der Luft, die sich elektrisch auflud.

Abermals zerbrach ein Blitz meine Welt, gefolgt von einem Knall, der die Erde erbeben liess und kurz das Kreischen sowie das Schluchzen übertönte. Und dann kamen sie. Der Hass und sein Gemahl, der Zorn, rasten durch mich, erfüllten mich mit niemals da gewesener Kraft, genährt aus den Narben, den Qualen, den Blossstellungen. Halb wahnsinnig sprang ich auf, reckte das Kinn trotzig den Wolken entgegen. Ich hatte keine Angst. Nicht mehr. Ich war stärker als je zuvor. In mir kreischten die Dämonen, die an mich gekettet waren und immer sein würden, bis mich mein Parasit freigeben würde. Ein schrecklicher Laut kam mir über die Lippen, der im Falle einer intakten Kehle sicher ein Lachen gewesen wäre. Unmittelbar neben mir schlug ein Blitz ein. Ich zuckte nicht zurück. Hier stand ich nun. Gequält, frei, gebrochen und nun etwas Neues. Eine Kreatur, die mit meinem früheren Ich kaum noch Gemeinsamkeiten hatte. In den Lohen des Schmerzes gestählt, war ich nicht mehr gewillt, den Unwürdigen Gnade walten zu lassen. Hass und Zorn triumphierten und drehten sich in mir in feurigen Reigen, drängten die Sanftmut und die vergebende Natur zurück.

Und das Mädchen schluchzte.

Ich wandte mich ihm zu. Die Wolken lichteten sich, der Verräter nahm seinen Platz wieder ein. Er sah alles, doch blieb für alle gleich. Egal ob für Ungeheuer oder Mensch. Er war nicht gerecht, sondern feige. Das Mädchen kniete immer noch da, weinte, eine letzte Scherbe an seinen knöchigen Körper gedrückt. Behutsam ging ich auf es zu, streckte meine abscheulichen Arme nach ihm aus, umfasste es sanft und hob es hoch. Tränen rannen ihm über die Wangen, benetzten meine – seine – Narben. Am Bach legte ich es ab, riss ein Stück meiner zerschlissenen Kleidung ab, befeuchtete es und säuberte seine zerschnittenen Beine. Zitternd sass es am Ufer, während ich im Spiegel kniete. Dunkle Strahlen entkamen dem Riss in meiner Brust, doch hin und wieder durchbrach ein strahlend helles Licht die Dunkelheit. Ich spürte, wie die Scherben sich veränderten, wuchsen oder schrumpften, ineinanderflossen und sich wieder trennten. Ich sah die Welt wieder in ihren Farben, verlor mich im Kaleidoskop meiner wiedererlangten Gefühle: Trauer, Freude, Erleichterung, Verachtung. Der Schmerz war nicht fort, er war da und nährte meinen Hass und Zorn auf *sie*. Sie, die dazu mich getrieben hatten.

Und das Mädchen schluchzte.

Nachdem ich es von seinem Blut gereinigt hatte, trug ich es auf einen anderen Felsen. Einen Felsen ohne Scherben, wo es sich zitternd hinkniete. Die zerbrochene Seele glomm kaum noch in seinen Augen. Wie konnte ich es retten? Wie konnte ich das Mädchen, so unschuldig und rein, retten? Es schüttelte den Kopf und deutete auf die Klippe, von welcher ich mir die Erlösung versprochen hatte. Hin und wieder huschte eine Kreatur zur Kante und zurück. Sollte ich etwa dorthin zurückkehren? Hass wallte in mir auf, schnurrte genüsslich in meiner Seele. Das Mädchen nickte langsam, schluchzend. Entsetzen machte sich in mir breit, als der Schmerz mich abermals erfasste. War ich doch nicht so stark in meiner neuen Form, wie ich sein musste, um mich den Ungeheuern zu stellen? Jegliche Kraft verpuffte, der Hass verschwand, sodass die Trauer ihren Platz einnahm, mir die Luft raubte. Was konnte ich ausrichten? Waren meine Narben nicht Zeichen genug meiner Niederlage gegen sie?

Und das Mädchen schluchzte.

Kraftlos sank ich neben es, lehnte mich an seinen knöchigen Leib, an dem sein weisses Kleid herabhing. *Ich will dich nicht allein lassen. Nicht auch ich lasse dich zurück*, dachte ich. Wie viel hätte ich für meine Stimme gegeben! Doch sie war fort, auf ewig. Ein paar Herzschläge lang herrschte Stille zwischen uns, eine angenehme Stille, trotz unser beider Schmerz. Die Sonne zog ihre Bahnen am Verräter, wie sie es schon immer getan hatte. Eine eiskalte Hand auf meiner riss mich aus dem vermeintlichen Frieden, dem ich mich hingegeben hatte. Langsam setzte ich mich auf, schaute in seine Augen, aus denen langsam die Farbe wich, die immer trüber wurden, sich immer mehr in meine eigenen verwandelten. Ihm blieb nicht mehr viel Zeit, aus ihm floss das Leben wie einst das Blut. Zaghafte strich ich ihm übers Haar, worauf es ein Lächeln, das sein Gesicht zu einer grotesken Fratze verzog, auf seine Lippen zwang. Während es sich abmühte, noch in seinen grössten Qualen mir eine Freude zu machen, führte es abermals seine Hand, die es sich zuvor fest an die Brust gedrückt hatte, zu meiner gläsernen Rüstung, die letzte winzige Scherbe, golden leuchtend in der Nachmittagssonne, zwischen den Fingern. Ohne zu zögern, setzte es sie mir ein, und die Welt verschwand in Licht. Ich konnte wieder atmen, denken, fühlen. Die Schmerzen plagten mich immer noch, sie waren nicht fort, doch hatte sich etwas Grösseres, Strahlenderes zu ihnen gesellt: Hoffnung. Das Mädchen hatte mir seinen letzten Schatz gegeben, sodass ich meinen Weg weitergehen konnte, einen Weg, den ich ohne Hoffnung niemals beschreiten könnte, den einen Weg, den es mir mit seiner Existenz ermöglichte. Schwankend kniete es vor mir, noch blasser als sonst, zitternd, halb blind, vollkommen in den Krallen der Vergangenheit. Ich schluckte hart und fasste nach seiner Hand, die es mit schreckerweiterten, trüben Augen panisch abschüttelte. Eine Träne lief mir über die Wange, als ich es losliess. Ich musste das Mädchen gehen lassen und hoffen, dass es bald an einen besseren Ort gehen konnte. Mein zerstörtes Ich. Zornig hob ich den Blick zum Verräter und liess ihn im endlosen Blau wandern, bis er an der scharfen Klippe hängen blieb. War ich bereit? Mein vernarbtes Herz pochte in meiner gläsernen Brust.

Und das Mädchen schluchzte.

Mit einem letzten Blick zurück stand ich auf und lief auf die Felswand zu.

Drittes Fragment

Der Verräter zog sein purpurnes Gewand an, als sich seine Geliebte ihm entzog. Wie lange kletterte ich bereits? Zahlreiche Schnittwunden zierte meine Handfläche, Erinnerungen an die beissenden Küsse des scharfen Gesteins. Dennoch kletterte ich weiter, unaufhörlich, teils von meinem Zorn auf die Scheusale über mir, teils vom gespenstischen Schluchzen, das vom Wind hergetragen wurde, getrieben. So erklimmte ich Stein um Stein, Meter um Meter, bis ich den Rand der Klippe ertastete, woraufhin ich erstarrte. Nun, da es so weit war, lähmte mich die Angst mit ihren giftigen Fängen. Mit dem Puls beschleunigte auch meine Atmung, die Welt raste vor meinem geistigen Auge vorbei. Unwillkürlich lockerte ich den Griff, drohte abzurutschen, als eine warme Hand mich festhielt, mich zurückhielt. Verwirrt hob ich meinen Blick und traf auf Augen, die sich bei meinem Anblick mit Wärme füllten, trotz all meiner Entstellungen. Mit unglaublicher Kraft wurde ich nach oben gezogen und über den staubigen Boden geschleift, bis die Klippe keine Gefahr mehr darstellte, mich in den Abgrund

zurückzureissen. Schwer atmend kämpfte ich mich auf die Beine, bevor ich in die Arme geschlossen wurde. Bande, die nie abgeschüttelt werden konnten, knüpften sich an mein neues Herz. So standen wir da, während die Sonne ihren zahlreichen Geschwistern den Platz am Firmament freigab.

Und das Mädchen schluchzte.

Leise, beinahe vergessen. Ich drehte mich um und erblickte die kümmerliche Gestalt in der Einöde, in Scherben liegend. Ein Lachen liess mich zusammenfahren. Meine Retterin war fort, an ihrer Stelle standen jetzt unendlich viele von *ihnen*. Hass und Zorn peitschten durch meine Adern, glommen durch meine trüben Augen. Da standen sie in allen Grössen und Farben, manche arrogant lachend, andere desinteressiert ihre Nägel betrachtend. Doch keiner von ihnen konnte seine Furcht vor mir, ihrer Schöpfung, verbergen. *Seht mich an!*, wollte ich ihnen am liebsten ins Gesicht schreien. *Seht mich an! Seht, welcher Kreatur ihr das Leben eingehaucht habt! Seht meine Narben, meinen Zorn, meinen Hass! Hebt den Blick und seht mich das erste Mal in eurer Existenz an!*

Und das Mädchen schluchzte.

Wutentbrannt trat ich auf sie zu, schwarz glomm mein Herz. Ich wollte Rache. Was ich erduldet hatte, sollten sie siebenfach zu spüren bekommen. Doch da wichen sie vor mir zurück, vor dem Monster, das sie erschafft hatten. Ein hartes Geräusch, das ein schauriges Lachen gewesen wäre, entkam mir. Und während ich lachte, da geschah es. Wie verfaultes Obst platzten ihre mir verhassten Hüllen auf und fielen lautlos zu Boden, wo sie zu Asche wurden, die der Wind forttrug. Vor mir standen nicht mehr Menschen, sondern Wesen mit verfaulten, unförmigen Gliedern, in denen unterschiedliche Würmer sich durch das Fleisch wanden, dicke Würmer, deren grauenerregendes Schmatzen das Schluchzen des Mädchens übertönte. Erst beim genaueren Hinsehen erkannte ich, dass unterschiedliche Würmer sich durch ihr Fleisch frassen, Würmer, mit deren Namen sie ihre menschliche Hülle schmückten: Treue, Liebe, Familie, Freundschaft, Kollegialität. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich klar. Trübe Augen, klarer Blick. Hier waren sie nun, die Menschen, die sich selbst Freund, Verwandter, Kollege, Lehrer, Helfer genannt hatten. Hier waren sie nun, die Schuldigen. Sie waren meine Monster und ich das ihre. Da war sie, meine neue alte Welt. Eine neue alte Welt für mein neues Ich. Abermals trat ich einen Schritt vor, abermals wichen sie zurück. Hinter mir ging der grösste Stern auf, kündigte einen neuen Tag an, meinen ersten Tag in meinem neuen Leben. Seine Strahlen drangen durch das Glas in meiner Brust, zeichneten mein immer noch schlagendes Herz auf den Boden vor meinen Füßen. Sollte es einer von ihnen wagen, es nochmals anzurühren, würde er sich an den Scherben schneiden. So lief ich los. Klarsichtig. Gnadenlos. Hoffnungsvoll. Eine Brise fuhr mir durchs Haar, flüsterte mir für die Anderen unbegreifliche Worte ins Ohr: Das Mädchen schluchzte nimmermehr.

2. Preis

Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passarelle Dubs)

Sereina Balmer, 4E

Mensch!

Mensch! So beginnt und endet Sereina Balmers Text. Dieser Ausruf verheißt im alltäglichen Sprachgebrauch meist nichts Gutes. Dementsprechend bezeichnet «Mensch» hier nicht nur Anfang und Ende, sondern vor allem den Anfang vom Ende.

Mithilfe einer nicht-menschlichen, ausserirdischen Perspektive hält die Autorin der modernen Zivilisation warnend einen Spiegel vor. Schon seit den Anfängen der Science-Fiction gilt das Thema des Ausserirdischen zu den Fruchtbarsten und Beständigsten des Genres. Dies hat einen guten Grund: Die dadurch kreierte Aussenperspektive trägt wesentlich zum Verständnis der gegenwärtigen Situation und des zukünftigen Potenzials der Menschheit bei. Das Fremde wird zu einem überspitzten Reflektor - zu einem bezeichnend verzerrten Spiegel. So gelingt es der Autorin, dass wir uns im Text auf beiden Seiten wiederfinden; Anklagende und Angeklagte.

Sereinas Sprache ist mal beschuldigend, mal bemitleidend, meist triefend vor Sarkasmus und immer brutal ehrlich. Somit widerspiegelt dieser Text auch den Frust einer Generation. Einer Generation, die mit zunehmend komplexeren technologischen, klimatischen und politischen Problemen zu kämpfen hat, die eine ernsthafte Bedrohung für das Fortbestehen der Menschheit darstellen.

Barbara Schnidrig

Mensch!

Dein Menschenhirn wird sich kaum die Freude vorstellen können, die ich verspürt habe, als ich dich zugeteilt bekommen habe. Mein eigener, kleiner Mensch, welchen ich beobachten und analysieren sollte. Meine Eindrücke sollten uns unter anderem bei der Entscheidung helfen, ob wir euch kontaktieren sollten oder nicht. Es sollte also selbstverständlich sein, dass meine Arbeit so subjektiv wie möglich gehalten werden muss. Leider ist mir dies doch recht schwergefallen, da du mir während dieser Zeit recht ans Herz gewachsen bist. Lass mich dir nun in den letzten Minuten deines Lebens zeigen, was für Eindrücke ich während den vergangenen Monaten gesammelt habe.

Ich habe festgestellt, dass die Menschheit als Ganzes sehr selbstzerstörerisch ist. Das erklärt auch die Kriege innerhalb deiner eigenen Spezies. Sei unbesorgt, denn für diese Kriege kannst du als Individuum nichts. Dennoch könnte man erwarten, dass du dich dafür einsetzt würdest, deine Artgenossen in eurem Land aufzunehmen. Und doch kann ich es zu gewissen Massen auch nachvollziehen, dass du dich unwohl fühlst, wenn beliebig viele Flüchtlinge die Grenzen deines Landes überqueren. Schliesslich kann man nicht wissen, wer unter ihnen kriminell und gefährlich ist und wer nicht. Ihr wollt durch geschlossene Grenzen also nur eure Sicherheit und euer Überleben sichern, was für mich komplett nachvollziehbar ist.

Und trotz allem sorgst du dich immer noch um die Flüchtlinge und zeigst bei jeder Gelegenheit deine Herzengüte. Wieso auch sonst wirfst du deinen Abfall in die Natur, anstatt ihn richtig zu entsorgen? Du willst bestimmt, dass dein Abfall mit den Flüssen ins Meer gelangt, wo sich dann Müllinseln bilden. Ich muss schon sagen, dass das wirklich genial ist. Auf so etwas wäre ich nie im Leben gekommen. Wenn die Flüchtlinge nun bei der Meeresüberquerung ein Schiffsunglück erleiden, so können sie sich auf diese Müllinseln retten und müssen nicht qualvoll ertrinken. Leider geht dein Plan nicht ganz auf, da sich die Müllinseln nicht im Mittelmeer befinden, sondern im Atlantik und Pazifik. Dort verursachen sie ziemlichen Schaden, aber das konntest du ja nicht ahnen.

Auch wenn die Handlungsabläufe von euch Menschen recht vorhersehbar und logisch sind, bereitet es mir manchmal doch etwas Schwierigkeiten, eure Gedankengänge zu verstehen. Beispielsweise habe ich anfangs nicht verstanden, wieso du dir das neue iPhone 13 gekauft hast, obwohl dein altes Smartphone noch einwandfrei funktioniert hat. Dann ist mir aufgefallen, dass all deine Kollegen auch im Besitz eines iPhone 13 sind und schon wurde mir alles klar. Natürlich willst du auf dem neusten Stand bleiben und nur das Beste ist gut genug für dich. Der Fakt, dass das iPhone 13 aber nicht das Beste bezüglich Herstellung, Nachhaltigkeit und allgemeiner Technik ist, wird vom Luxusgefühl überschattet. Besonders erstaunlich finde ich es, wie das menschliche Gehirn in der Lage ist, gewisse Dinge einfach so zu vergessen. Als du dein neues iPhone ausgepackt hast, hast du ein solches Strahlen auf deinem Gesicht gehabt. Du hast dich so sehr über dieses neue Produkt gefreut und dabei ganz vergessen, dass deine Hände nicht die ersten sind, die dieses Smartphone berühren. Tatsächlich haben schon etliche Kinderhände die Einzelteile deines Smartphones berührt, aber das muss ich dir ja nicht sagen, denn das weisst du ja sowieso schon. Du entscheidest dich einfach dafür, so zu tun, als würdest du es nicht wissen.

Mein armer, kleiner Mensch, ich befürchte, dass du nicht im Besitz einer objektiven Selbstaufmerksamkeit bist. Du merkst nicht einmal, dass die Körper und Gesichter, mit welchen du dich andauernd vergleichst, gar nicht der Realität entsprechen. Diese, wie ich sie gerne nenne, Filtermenschen haben einen ziemlichen Einfluss auf deine Selbstwahrnehmung und dein Selbstbewusstsein. Beispielsweise traust du dich gar nicht mehr mit unrasierten Beinen und Achseln aus dem Haus und hasst dich dafür. Du bist so sehr von Werbungen und sozialen Medien manipuliert worden, dass du gar nicht merkst, dass die Achsel oder das Bein in der Werbung schon vor der vermeintlichen Rasur unbehaart gewesen ist.

Diese andauernde Oberflächlichkeit, welche euch von der Schönheitsindustrie quasi aufgezwungen wird, hat bemerkenswerte Folgen. Da du nicht mit den realitätsfernen Schönheitsidealen mithalten kannst, machst du andere runter, um dich besser zu fühlen. Diese Menschen übertragen diese Negativität dann wiederum auf andere, bis es dann irgendwann wieder dich erreicht und so setzt sich dieser Teufelskreis fort. Ich muss schon sagen, dass die Schönheitsindustrie sehr erfolgreich ist, mit dem was sie tut, und ich regelrecht fasziniert von ihrer simplen, und doch effektiven, Strategie bin. Gleichzeitig bemitleide ich aber euch Konsumenten, da ihr es einfach nicht schafft, aus diesem Teufelskreis auszubrechen.

Etwas Wesentliches, das ich noch gar nicht angesprochen habe, ist dein, beziehungsweise euer Nahrungsverhalten. Menschen sind bekanntlichermassen Allesfresser. Du kannst also nichts für deinen Fleischkonsum, da er in der Natur des Menschen liegt. Trotzdem frage ich mich, ob man diesen Fleischkonsum denn nicht um ein Vielfaches reduzieren könnte. Wahrscheinlich ist das aber zu viel verlangt. Rein theoretisch könnte man auch darauf achten, woher das Fleisch kommt. Das könnte man ehrlich gesagt mit allen tierischen Produkten. Allerdings ist euch Menschen das wohl zu zeitaufwendig und umständlich. Ihr nehmt lieber das Elend der Zuchttiere in Kauf.

Nicht nur euer Fleischkonsum ist bedenklich, sondern auch euer Nahrungsverhalten im Allgemeinen. Nehmen wir doch die Ananas, welche bei Vielen aus bekannten Gründen recht beliebt ist. Wenn ihr Menschen Lust auf Ananas habt, geht ihr ohne weitere Gedanken ins Lebensmittelgeschäft. Dabei wisst ihr eigentlich, dass die Ananas von weit herkommt und das nicht gerade sehr gut für die Umwelt ist. Aber ich kann euch das nicht übelnehmen, da es tatsächlich sehr anstrengend ist, regional und saisonal einzukaufen.

Apropos Ananas... Erinnerst du dich eigentlich noch an diesen Typen aus der Bar? Der, der dir so gut gefallen hat, dass du am Abend mit ihm nach Hause gegangen bist. Es ist zwischen euch zum Geschlechtsverkehr gekommen. Ich drücke mich mal so aus, wie ich glaube, dass es eure Jugendlichen tun; «Ich gönne es dir.» Was ich aber nicht ganz in Ordnung finde, ist, dass du ihm nicht gesagt hast, dass du AIDS hast. Ich dachte eigentlich, dass es sich mit Kondom gleich anfühlt wie ohne, vor allem für die Frau. Ich verzeihe dir deinen kleinen Ausrutscher, da du bestimmt nur sexuell frustriert gewesen bist und vor Aufregung vergessen hast, dem Sexualpartner mitzuteilen, dass du AIDS hast.

Weisst du, was mich sehr an dir fasziniert? Das Widersprüchliche in deiner Art. Als ich dann herausgefunden habe, dass alle Menschen so widersprüchlich sind, hat es mir fast den Atem verschlagen. Lass es mich dir erläutern, ja?

Du gehst zu Klimademonstrationen, trägst aber sehr billig hergestellte Kleidung und fährst lieber mit deinem Auto als mit den öffentlichen Verkehrsmitteln. Doch mach dir nichts daraus, denn der Klimawandel ist nicht deine Schuld. Dass der Herr Klimawandel wächst und wächst und immer stärker wird, dafür kannst du als kleiner Mensch doch nichts. Trotzdem ist es niedlich mitanzusehen, wie du versuchst, dich für etwas stark zu machen. Das Gleiche gilt auch für die BLM-Bewegung. Während einigen Wochen hast du darüber in deiner Story gepostet und dich für Dunkelhäutige stark gemacht, doch sobald der Trend vorüber gewesen ist, hast du dich nicht mehr darum geschert. Das Widersprüchliche am menschlichen Dasein ist wirklich so faszinierend. Ich habe versucht einen guten Grund für diese Widersprüche zu finden, weshalb ich mich mit anderen Beobachtern ausgetauscht habe. Das Resultat ist enttäuschend. Tatsächlich liegt den meisten Teilnehmern etwas am Klimaschutz und dem ganzen Rest und somit geht das Widersprüchliche wieder verloren. Du bist einfach eine Ausnahme und darum liebe ich es mit dir zu arbeiten.

Ich habe gehofft, dass du in weiteren Aspekten hervorstechen würdest, doch leider hast du mich da enttäuscht. Wie die Mehrheit der Menschen hast auch du einen Kinderwunsch. Und genau hier habe ich glücklicherweise wieder einen Widerspruch im menschlichen Denken gefunden. Wenn sich die Mehrheit der Menschen für den Klimaschutz und Nachhaltigkeit sorgt, dann sollten sie eigentlich keinen Kinderwunsch verspüren, da es so ziemlich das Klimaschädlichste ist, ein Kind auf die Welt zu bringen. Versteh mich nicht falsch, ein Kind zu gebären ist nicht klimaschädlich. Das Problem ist nur, wenn dieses Kind erwachsen wird und Ressourcen braucht.

Jedenfalls habe ich ein paar Überstunden gemacht und meine Nachforschungen haben ergeben, dass die Lebewesen eures Planeten einen allgemeinen Drang verspüren, sich weiterzuentwickeln. Bei den meisten Lebewesen reguliert sich die Fortpflanzung von selbst. Nur der Mensch breitet sich wie ein Virus über den ganzen Planeten aus. Ich habe mich dann gefragt, wieso ihr die Situation nicht einfach durch Gesetzgebungen reguliert. China macht es mit ihrer Drei-Kind-Politik ja vor, auch wenn die Ein-Kind-Politik effektiver gewesen ist. Wahrscheinlich sind auf dem restlichen Planeten einfach Personen bei der Gesetzgebung tätig, welche selbst einen starken Kinderwunsch verspüren. Vielleicht liegt es auch einfach daran, dass die Menschen dann absichtlich zu viele Kinder zeugen, weil sie rebellisch sein wollen. Dass sich viele Menschen nichts vorschreiben lassen wollen, erkennt man momentan deutlich an der Coronasituation. Obwohl all die Vorschriften, Regelungen und Weisungen dem Wohle der Gemeinschaft dienen, kämpfen verschiedene Gruppen trotzdem dagegen an. Vielleicht fühlen sie sich gefangen, vielleicht sind sie zu dumm, um die Lage zu verstehen oder vielleicht sind sie einfach nur egozentrisch. Jedenfalls sieht man hier deutlich, dass es immer Gruppen geben wird, welche sich gegen das Allgemeinwohl stellen werden.

Genug jetzt von dem Ganzen, kommen wir zum Hauptgrund, weshalb ich dich persönlich aufgesucht habe. Ich, wie auch viele andere, sollten verschiedene Menschen überwachen und uns ein Bild über das menschliche Dasein verschaffen. Grund dafür ist euer Vordringen ins Weltall, was uns etwas Sorgen bereitet hat, da wir nicht gewusst haben, ob ihr uns gegenüber feindlich gesinnt seid oder nicht. Es hat nicht lange gedauert, bis wir erkannt haben, dass ihr keine Bedrohung für uns seid. Allerdings fügt ihr eurem Planeten sehr viel Schaden zu und wir

wollen verhindern, dass ihr auch andere Planeten zerstört. Ich fasse mich nun sehr kurz. Wir werden euch Menschen mithilfe unserer neueren Technologien ausrotten. Ich wollte dich nur kurz über die ganze Situation aufklären, da ich es für unmoralisch halte, Lebewesen ohne Vorwarnung und Begründung umzubringen. Ausserdem wollte ich mich noch kurz von dir verabschieden, da du mir, wie schon gesagt, recht ans Herz gewachsen bist. Lebe wohl, kleiner Mensch.